

aviso

2|2017



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

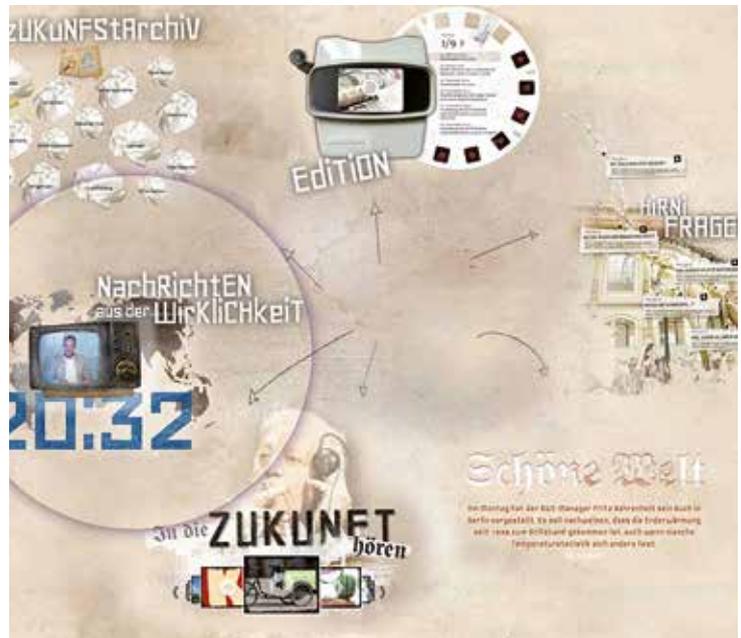
MICHAEL KRÜGER DENKT ÜBER ZUKUNFT NACH // **HARALD WELZER** WARNT VOR DER PREISGABE DES PROJEKTS DEMOKRATIE // **NIKLAS MAAK** SCHILDERT DAS LEBEN IM SILICON VALLEY // **EVA HORN** ÜBER DIE FIKTION EINER WELT OHNE MENSCHEN // **PETER HAIMERL** WEIST DEN WEG AUS DER KRISE DES STÄDTEBAUS // **NORA GOMRINGER** BEGRÜSST STIPENDIATEN AUS HELLAS // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **URSULA HAEUSGEN**



WO IST DIE ZUKUNFT GEBLIEBEN?



Wo ist die Zukunft geblieben? | Michael Krüger | Seite 10



Deutschland als Zukunft von gestern | Harald Welzer | Seite 12

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4
Igor Zelensky, Direktor des Bayerischen Staatsballetts.

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5
Dieter Hanitzsch porträtiert **Ursula Haeusgen**, die Gründerin des Lyrik-Kabinetts in München.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8
DIE STUDIENSAMMLUNG MUSIKINSTRUMENTE & MEDIEN
 an der Universität Würzburg ist Schnittstelle der Fachkulturen. **Oliver Wiener**

COLLOQUIUM 10
WO IST DIE ZUKUNFT GEBLIEBEN?

WO IST DIE ZUKUNFT GEBLIEBEN? 10
 Eine Vortragsreihe der Bayerischen Akademie der schönen Künste, vorgestellt von ihrem Präsidenten **Michael Krüger**.

DEUTSCHLAND ALS ZUKUNFT VON GESTERN 12
 Eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Erfolgsfalle und Impulse dafür, was geschehen müsste, wenn wir das Projekt unserer demokratischen Zivilgesellschaft retten wollten, von **Harald Welzer**

DIE RÜCKKEHR DES FUTURISTEN 18
 Das Leben des neuen Menschen im Silicon Valley schildert **Niklas Maak**.

DER ERHELLENDE BLITZ DER KATASTROPHE 24

Schon seit der Sintflut ahnen die Menschen, dass sie den Untergang eigentlich verdient haben. Derzeit spiegelt sich die Faszination einer Vorstellung einer Welt ohne Menschen in postapokalyptischen Szenarien diverser Art. **Eva Horn**

WIE MEINST KRISE, SPATZL? 32

Der Monaco-Franze würde sein München derzeit wohl kaum noch wiedererkennen: Zeit für die Vision eines neuen Städtebaus von **Peter Haimerl**.

AVISO EINKEHR 36

DIE »HARMONIE« IN LICHTENBERG
 Ein kulinarischer Ausflug nach Oberfranken mit Bezirksheimatpfleger **Günter Dippold**.

WERKSTATT 38
ICH UND DIE WELT

Ein landesweites Kunst-Projekt für Kinder und Jugendliche von Stadtkultur, dem Netzwerk der bayerischen Städte. **Christine Fuchs, Anna Huth, Christina Madenach**

DIGITALISIERUNG ODER DIE KUNST DER ERINNERUNG 44

Modernste Technologie macht es möglich, dass Kulturerbe wie Phönix aus der Asche wiederaufersteht. Wie die Skulptur des Lukas aus der Münchner Theatinerkirche ein zweites Leben erhielt, berichtet **Joerg Maxzin**.

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE 51



Die Rückkehr des Futuristen | Niklas Maak | Seite 18



Wie meinst Krise, Spatzl? | Peter Haimerl | Seite 32



Dr. Ludwig Spaenle
Bayerischer Staatsminister
für Bildung und Kultus,
Wissenschaft und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Vor kurzem erst wurde wieder der Bayerische Janus, der Preis der Bayerischen Archive, vergeben – im Übrigen verdienstermaßen an den Journalisten Hans Kratzer für seine differenzierte Berichterstattung zu Archivthemen. Der doppelköpfige römische Gott blickt in die Vergangenheit und in die Zukunft zugleich. Der Mensch kann sich eben nicht ins Verhältnis zur Zukunft setzen, ohne sich auf die Vergangenheit zu beziehen. Alle Zukunftsvision greift auf Gewesenes und Gegenwärtiges zurück, selbst der Kulturbruch, selbst wenn, was immer wieder in der Geschichte zu beobachten ist, rasende Lust an der Vernichtung sich Bahn bricht, um endlich mal tabula rasa zu machen, um endlich mal scheinbar ganz von vorn anfangen zu können, man denke an Bilderstürme und gesprengte Buddhastatuen, an verbrannte Bibliotheken, Kulturrevolutionen und natürlich Vertreibung und Völkermord. Anders soll es sein als bisher, weg soll das, was ist. Vernichtung macht zunichte. Zukunft als Gestaltetes setzt allerdings die Vorstellung einer Handlungsmächtigkeit des Menschen voraus. Gerade das wird heute vielfach in Frage gestellt. Mit Zukunft verbinden viele die Vorstellung von Bedrohlichem, das da schleichend, unfassbar, unbeeinflussbar kommen wird. Die Apokalypse wird heraufbeschworen, vor allem über das Medium Film ist eine Bilderflut des Untergangs, auch: einer Welt ohne Menschen entstanden. Die Bayerische Akademie der Schönen Künste, Pflegstätte der Kunst und scharfe Beobachterin des Zeitgeschehens, hat eine Vortragsreihe zum Thema aufgelegt, die wir in Auszügen in aviso abbilden – verbunden mit der Hoffnung, mit dem Glauben an den Sinn eigenverantwortlichen Handelns auch die Zukunft wiederzugewinnen.

WORAUF ICH MICH FREUE

IGOR ZELENSKY



SEIT DIESER SPIELZEIT leite ich das Bayerische Staatsballett – eine wundervolle Aufgabe. Als Tänzer bin ich viel herumgekommen, aber München ist für mich nach wie vor eine der schönsten Städte und das Nationaltheater eines der schönsten Theater der Welt. München war und ist eine Kulturstadt und es begeistert mich immer wieder zu sehen, wie Theater und Musik im Bewusstsein der Menschen verankert sind. Tatsächlich freue ich mich jeden Tag, wenn ich unser eindrucksvolles Opernhaus und unser Ballettprobengebäude am Platzl direkt neben dem Hofbräuhaus betrete.

Die Oper hat eine lange Tradition in München. Die Geschichte des Balletts ist etwas kürzer, doch meine Vorgänger haben mir ein umfangreiches Repertoire hinterlassen. Viele der

Werke haben mittlerweile eine lange Tradition beim Staatsballett und ich freue mich, dieses Repertoire in den nächsten Jahren weiter auszubauen. Mit Yuri Grigorovichs »Spartacus« konnte ich zu Weihnachten bereits mit großem Erfolg ein bedeutendes Werk der Ballettgeschichte ins Programm nehmen. Es ist, neben anderen Klassikern, wieder in der BallettFestwoche vom 3. bis 11. April zu sehen.

DEN AUFTAKT ZUR Festwoche macht in diesem Jahr ein Werk, das zwar ein internationaler Publikumserfolg, aber in Deutschland bisher noch unbekannt ist: Christopher Wheelons 2011 in London uraufgeführtes Ballett »Alice im Wunderland«. Mit dabei: die berühmte Herzkönigin, tanzende Spielkarten, der verrückte Hutmacher und viele andere Kuriositäten. Das Werk wird sicherlich nicht nur, aber vor allem auch Kinderherzen höher schlagen lassen. Als Vater dreier Kinder ist es mir wichtig, das Haus auch für unsere jungen Besucher zu öffnen. Bis zur Sommerpause stehen rund ein Dutzend Vorstellungen auf dem Programm.

Weiterer Programmhöhepunkt der diesjährigen BallettFestwoche ist für mich das Gastspiel meiner ehemaligen Moskauer Compagnie: Das Stanislavsky-Ballett bringt erstmals Kenneth MacMillans »Mayerling« nach München. Das Handlungsballett um den Doppelselbstmord des österreichischen Thronfolgers Prinz Rudolf und dessen Geliebter auf Schloss Mayerling ist vermutlich eine der leidenschaftlichsten Tanztragödien, die im letzten Jahrhundert choreographiert worden sind.

NATÜRLICH GIBT ES neben der BallettFestwoche noch viele andere Dinge, auf die ich mich in München gerade im Frühling freue. Zunächst einmal auf den Frühling selbst. Im Vergleich zu anderen Metropolen, in denen ich bisher gelebt habe, ist München unheimlich grün. Ich genieße es, etwas »Natur« um mich zu haben, auch wenn ich mitten in der Stadt lebe und arbeite und ich freue mich auf ausgedehnte Spaziergänge mit meinen drei Kindern und unserem kleinen Yorkshire Terrier im Englischen Garten. Sofern es der Spielplan und das Wetter zulassen, werden wir an Ostern sicherlich einen Ausflug in das bayerische Umland Richtung Berge machen und dort auch Osternester und Schokohasen verstecken – eine schöne deutsche Tradition, die ich bisher nicht kannte.

Frühling heißt natürlich auch Frühlingsfest auf der Theresienwiese, worauf sich vor allem meine Kinder sehr freuen. Ich selber bleibe da lieber dem Theater treu und werde wohl meinen Opernkollegen einen Besuch abstatten und mir Richard Wagners »Tristan und Isolde« im Nationaltheater ansehen. Denn egal ob Ballett, Oper oder Konzert – ein Besuch im Nationaltheater ist immer ein Grund zur Freude!

Igor Zelensky ist Direktor des Bayerischen Staatsballetts.

Dieter Hamitzsch

AUS MEINEM SKIZZENBUCH URSULA HAEUSGEN

BEGRÜNDERIN UND MÄZENIN DES LYRIK KABINETTS
IN MÜNCHEN



i RAUCH`NED, WEIL'S VERBOT`N IS.
i RAUCH`, WEIL i MOG!

(Hans Söllner, Liedermacher und Rebell)

AVISIERT

AUSSTELLUNGEN UND VERANSTALTUNGEN



AUSSTELLUNG

DAS KRIEGSGEFANGENENLAGER AMBERG-KÜMMERSBRUCK IM ERSTEN WELTKRIEG

Bergbau- und Industriemuseum
Ostbayern
Theuern
02.04.2017-09.07.2017

Von 1914 bis 1918 bestand nahe der Amberger Leopoldkaserne ein Kriegsgefangenenlager für bis zu 5000 Mann. Dokumente, private Briefe und viele Fotos geben Einblicke in die Lebensumstände der internierten französischen, russischen und italienischen Soldaten. Fern der Heimat, dem Feind ausgeliefert und in kärglichen Verhältnissen lebend, entfalteten die Gefangenen eine bemerkenswerte Lagerkultur mit Musik, Theater und eigener Zeitung.

AUSSTELLUNG

LEUCHTENDES MITTELALTER – VON HEILIGEN, HANDWERKERN UND ALTÄREN

Alpin-Museum
Kempten
10.03.2017-12.11.2017

In dieser Wiederbegegnung mit der spätmittelalterlichen Allgäuer Kunst wird das leuchtende, nicht das dunkle Mittelalter betont, als Blütezeit der Heiligenverehrung, Volksfrömmigkeit und Handwerkskunst. Aktivstationen vermitteln, wie Holzfiguren entstehen und warum die alten Bilder so strahlende Farben haben. Plastisch wird die öffentliche Inszenierung der Leidensgeschichte Jesu nachgestellt. In einer Hörstation, die mit der Theatergruppe Bühnentaucher aufgenommen wurde, werden Heiligenlegenden lebendig.



AUSSTELLUNG

VOM NIL AN DEN MAIN – AUS NUBIEN NACH FRANKEN. DER ›BANZER STEIN‹ VOM TEMPEL VON DENDÛR

Museum Kloster Banz
17.03.2017-01.07.2017

Herzog Maximilian in Bayern brachte von seiner Orientreise 1838 zahlreiche ägyptische Altertümer mit nach Europa und ließ sie in ›Schloß Banz‹ ausstellen. Das größte und zugleich bedeutendste aus dem Sudan – dem antiken Nubien – mitgebrachte altägyptische Denkmal ist ein mit Reliefs dekoriertes und mit hieroglyphischen Inschriften versehenes Sandsteinblock – der 643. Stein der um 20 v. Chr. unter Kaiser Augustus errichteten Tempelanlage von Dendûr, die sich seit 1978 als Geschenk der Arabischen Republik Ägypten an die Vereinigten Staaten von Amerika im New Yorker Metropolitan Museum of Art befindet. Die Ausstellung zeigt

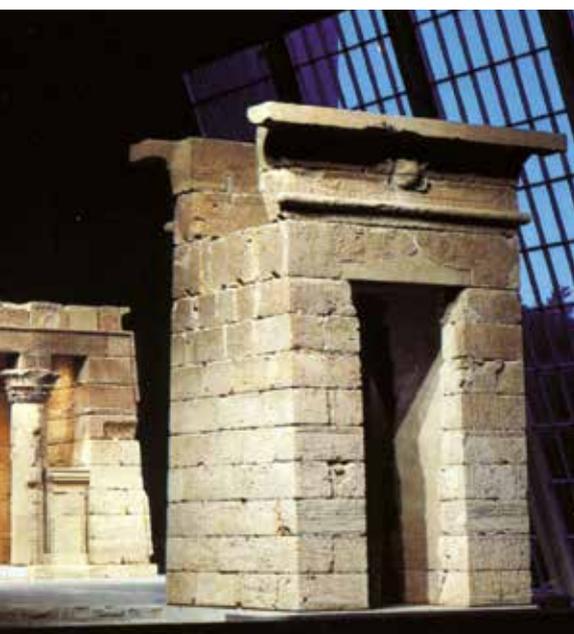


JUBILÄUMSJAHR

MUTIG BEKENNEN – FRIEDLICH STREITEN

Augsburg
noch bis Oktober 2017

Die Reformation revolutionierte nicht nur Kirche und Theologie. Sie beeinflusste weltweit auch Musik und Kunst, Wirtschaft und Soziales, Sprache, Recht und Politik. Viele Fragen der Reformation sind bis heute aktuell: Wie gehe ich mit anderen Standpunkten um? Welche Werte habe ich? Wie ist das Verhältnis von persönlichem Bekenntnis und gesellschaftlichem Frieden? Die Reformation mit ihren Folgen begründet Augsburgs Selbstverständnis als Friedensstadt der gesellschaftlichen Vielfalt und des friedlichen Dialogs. Die Stadt der Confessio Augustana und des Augsburger Religionsfriedens von 1555 begeht das 500-jährige Jubiläum der Reformation auf besondere Weise, etwa mit dem »Fest der Freiheit«, einer »Langen Nacht der Freiheit« mit Präsentationen von über 60 Künstlern, einer interaktiven Bibelausstellung und vielen weiteren Veranstaltungen. www.reformation2017augsburg.de



die Geschichte dieses Tempels zusammen mit sämtlichen Denkmälern aus dem antiken Sudan der ›Orientalischen Sammlung‹ des Museums Kloster Banz.

FILM- UND KULTURFESTIVAL CINESCULTURA

Altstadt

Regensburg

25.04.2017-25.06.2017

Deutschlands größtes Film- und Kulturfestival für spanischsprachige Gegenwartskultur feiert 10. Geburtstag – mit 14 Tagen vollem Filmprogramm, Ausstellungen, Lesungen, dazu experimenteller Klangkunst, Rumba-Pop-Rock, Flamenco-Fusion und Tango: Llorenç Barber setzt ganze Städte musikalisch in Szene, Kiko Veneno fusioniert Flamenco, Pop und Rock. Der renommierte Schriftsteller Javier Cercas liest in der Buchhandlung Dombrowsky und in der KZ Gedenkstätte Flossenbürg aus seinem neuesten Buch »Der falsche Überlebende«.



SONDERAUSSTELLUNG DIVINE X DESIGN. DAS KLEID DER ANTIKE

Staatliche Antikensammlungen und
Glyptothek mit der AMD Akademie
Mode & Design
München

05.04.2017-08.10.2017

Wie die Kleidung im antiken Griechenland aussah, welche Funktion und welchen gesellschaftlichen Stellenwert sie hatte, wissen wir heute von gemalten Bildern auf antiken Gefäßen, Statuetten aus Ton und Bronze, Schmuck sowie lebensgroßen Marmorstatuen. Die archäologischen Objekte zeugen von Standes-, Alters- und Geschlechtsunterschieden. Frisuren, Kosmetik, Frisuren und Accessoires waren damals schon wichtige Stilmittel für das individuelle Erscheinungsbild. Die antiken Inszenierungen des menschlichen Körpers treten in Dialog mit Entwürfen zeitgenössischer Mode.



VIRTUELLE AUSSTELLUNG

MARTIN LUTHER UND DIE
FRÜHE REFORMATION IN BAYERN

Regensburg

seit 15. März 2017

Martin Luthers Zimmer auf der Veste Coburg betreten oder in einer der 26 Original-Handschriften des Reformators blättern: Das ermöglicht die digitale Schau des Online-Kulturportals bavarikon. Anhand der Sucheinstiege von 123 hochkarätigen Exponaten wie die Luther-Gemälde von Lucas Cranach d. Ä., der Coburger Hedwigsbecher aus dem Besitz Luthers oder der Regensburger Reformationsaltar, dazu von zwölf Orten und neun Schlüsselpersonalitäten erschließt sich ein spannendes Bild der vielfältigen reformatorischen Bewegungen und ihrer Gegenströmungen in den Landesteilen Altbayern, Franken und Schwaben. 21 Kultureinrichtungen haben sich unter Federführung der Bayerischen Staatsbibliothek, des Hauses der Bayerischen Geschichte und der Staatlichen Archive Bayerns beteiligt. www.bavarikon.de/luther Kurzfilm zur Ausstellung: https://youtube/SWNA-td2E_w



AUSSTELLUNG

GLOBAL PREKÄR. FLUCHT, TRAUMA
UND ERINNERUNG IN DER
ZEITGENÖSSISCHEN FOTOGRAFIE

Pinakothek der Moderne

Sammlung Moderne Kunst

München

noch bis 01.10.2017

Politische und gesellschaftliche Konflikte zu dokumentieren gehört seit jeher zu den zentralen Aufgaben von Fotografie. Die neu eingerichtete Präsentation aus den Sammlungsbeständen widmet sich der künstlerischen Auseinandersetzung mit Krieg und Vertreibung, Entwurzelung und Flucht. Die ausgestellten Künstlerinnen und Künstler entwickeln ihre Arbeiten aus der Beschäftigung mit den noch immer nachwirkenden Folgen des 2. Weltkriegs und richten ihren Blick auch auf die Konflikte zwischen der sogenannten Ersten und der Dritten Welt, sei es entlang des amerikanisch-mexikanischen Grenzzauns oder an den europäischen Außengrenzen. Ihre vielschichtigen visuellen Erzählungen gehen von konkreten Ereignissen aus, deren historische Überlieferung und gesellschaftliche Relevanz sie kritisch reflektieren.

FILMFESTIVAL

KINO DER KUNST

Münchner Kinos und Museen

19.04.2017-23.04.2017

Wie beobachten filmende Künstler die Wirklichkeit durch das Brennglas der Kunst? Was leistet Medienkunst in Zeiten allgemeiner Verunsicherung, um eine sich rapide wandelnde Gegenwart verständlich zu machen? Das weltweit einzigartige Festival bietet ein Schaufenster neuester Künstlerfilme, im hochdotierten Internationalen Wettbewerb, die Fiktion und Narration jenseits aller Konventionen weiterdenken, dazu Sonderprogramme, Künstlergespräche, Ausstellungen und Multikanalinstallationen.

KINO DER KUNST

DIE SAMMLUNG ALS SCHNITTSTELLE DER FACHKULTUREN

DIE STUDIENSAMMLUNG MUSIKINSTRUMENTE & MEDIEN AN DER UNIVERSITÄT WÜRZBURG

Text: **Oliver Wiener**

ALS VOR 95 JAHREN das musikwissenschaftliche Seminar der Universität Erlangen gegründet wurde, verfolgte sein erster Vorstand, Gustav Becking, ein anspruchsvolles Ziel. Den geistesgeschichtlichen Erkenntnissen zu Musik der Vergangenheit sollte »das Erlebnis des klingenden, gestalteten Kunstwerks« vorausgehen. Die Ohren, gewöhnt an moderne Adaptionen, sollten, gereinigt, zu einem historischen Klang erzogen werden. Auch sein Nachfolger Rudolf Steglich unterhielt eine Praxis von musikalisch-historischen »Abendmusiken« an der Universität. Beide bauten am Seminar mit Stiftungen der Nürnberger Klavierhändler und Sammler Reinhold Neupert und Ulrich Rück eine Sammlung auf, die im Kern auf die Entwicklung der Klavierinstrumente im 18. und 19. Jahrhundert fokussiert war.

Wandel der Forschungsparadigmen

Das dezidierte Forschungsinteresse der Musikwissenschaft an einem zu rekonstruierenden Klang – etwa dem Klavierklang der Mozartzeit – hat sich seit diesen ersten Wurzeln heute eher in einen Sektor der historisch informierten Aufführungspraxis gewandelt. Andere Forschungsparadigmen haben neben einer historischen Instrumentenkunde an Bedeutung gewonnen: das Nachdenken über den kulturellen Status der Objekte, mit denen Musik gemacht oder auf denen sie gespeichert wird, und – gerade in Zeiten zunehmender Virtualisierung – die Reflexion auf ihre Medialität und Materialität.

Heute bildet die historische Sammlung des ehemaligen Erlanger Seminars einen Teil der Studiensammlung Musikinstrumente & Medien an der Universität Würzburg. Die Studiensammlung gehört zum Würzburger Institut für Musikforschung, das aus der Fusion der ehemaligen musikwissenschaftlichen Institute der Universitäten Bamberg, Erlangen und Würzburg entstanden ist. Da diese Fusion eine Abbildung fachlicher Breite im Studium ermöglicht, wie sie an den einzelnen Institutionen zuvor nicht gegeben war, kommt der Studiensammlung nicht nur die Aufgabe zu, eine historische Instrumentenkunde zu bedienen, vielmehr agiert sie als Schnittstelle zwischen historischer, musikpädagogischer, ethnomusikologischer und medientheoretischer Arbeit der verschiedenen Ressorts.

AUS DIESEM GRUND wird die Sammlung seit der Neugründung im Jahr 2010 zunehmend erweitert. Die klassische europäische Instrumentenbaugeschichte ist für das Studium nach wie vor ein zentraler Baustein. Der Strang der Mechanik-Vorführmodelle, bereits von Neupert durch

eine Stiftung von historischen Klaviermechaniken begonnen, findet eine Fortsetzung, aktuell in einem für die Sammlung gefertigten Orgeltraktur-Modell der Orgelbau-Firma Werner Mann. Nicht nur die hohe Anschaulichkeit von Modellen ist für das Studium von Belang, Modelle wie die Neupert'schen sind überdies auch Zeugen für ein Bild von Technikgeschichte, das es zu analysieren gilt.

Ethnomusikologische Lehre

Einen Schwerpunkt bildet der ethnomusikologische Bestand. Mit Mitteln des 2008 eingerichteten Ethnomusikologie-Lehrstuhls wurde eine Gruppe wertvoller japanischer Gagaku-Instrumente und Ritual-Klangerzeuger des japanischen Zen-Buddhismus aus der Privatsammlung des Kölner Musikwissenschaftlers Robert Günther erworben. Erheblich verbreitert werden konnte der Bestand 2010 durch eine Stiftung des Tübingers Thomas Loelgen, der Blas- und Schlaginstrumente weltweit gesammelt hat, der Zuwachs des Bestandes durch Stiftungen und Ankäufe macht zunehmend eine vergleichende Untersuchung von Instrumentenfamilien in der Lehre möglich.

IM SINNE EINES im 20. Jahrhunderts medial erweiterten Begriffs von Instrument werden auch Tonträger einbezogen. Das Schallplattenarchiv der Sammlung, das 2013 durch den gewichtigen Nachlass des Waiblinger Pfarrers Wolfgang Früh auf etwa 30000 Einheiten erweitert wurde, reicht von den 1930er- bis zu den 1980er-Jahren und erstreckt sich auf etliche Sparten. Das Archiv bildet nicht nur eine willkommene Erweiterung des Aufnahmenvolumens am Institut, sondern stellt in seinen Detailprofilen, etwa mit einer umfangreichen Gruppe von Singles, einen kulturgeschichtlich spannenden Objektbestand dar.

Als Ort für Klanginstallationen und in der mediengeschichtlichen Forschung – die Sammlung kooperiert eng mit dem Atelier Klangforschung, einer Einrichtung der Würzburger Professur für Musik der Gegenwart. Ein aktuelles Beispiel ist das Harald-Bode-Melochord, ein experimenteller Synthesizer von 1947 aus dem Besitz des Bonner Phonetikers Werner Meyer-Eppler. Die Klangmodelle, die der experimentelle Wissenschaftler mit dem Instrument herstellte, prägten zutiefst die Startphase der elektronischen Musik am NWDR in Köln, darüber hinaus repräsentierte das bereits modular gedachte Instrument ein elementares Konzept moderner elektronischer Studioproduktion. Das berühmte Relikt wird dieses Jahr in Kooperation mit der HTW Berlin teilrestauriert und in Würzburg als dokumentiertes Objekt museal aufbereitet.

Digitalisierung im Verbund

In den kommenden Jahren steht für die Sammlung die digitale Erschließung in Verbundarbeit auf der Agenda. Sie ist Teil des Vorhabens »Objekte im Netz«, einem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Kooperationsprojekt der Erlanger Universitätsbibliothek und des Germanischen Nationalmuseums, in dem Strategien zur Digitalisierung von Kulturgütern an großen Forschungssammlungen für universitäre Sammlungen adaptiert und modelliert werden sollen. Eine weitere Forschungsperspektive eröffnet die Beiratschaft am Institut für Musikinstrumentenforschung »Georg Kinsky« am Grassi Museum der Universität Leipzig. Dort sollen dieses Jahr die Linien für eine überregionale Verbundforschung festgelegt werden.

Dr. Oliver Wiener ist Kustos der Studiensammlung Musikinstrumente & Medien am Institut für Musikforschung der Universität Würzburg.

Führungen für unterschiedliche Interessengebiete und Altersgruppen sind auf Terminanfrage möglich:
musikinstrumente@uni-wuerzburg.de
www.musikwissenschaft.uni-wuerzburg.de/instrumente/

oben Blick auf die Klavierbaugeschichte: drei Hammerflügel von Nanette Streicher (um 1830), Johann David Schiedmayer (um 1790), Christian Then (um 1850), hinten: Orgel der Firma Krieger (Retzbach, um 1960).

darunter Japanische Instrumente mit Hofmusik-Hintergrund: Mundorgel Shô, Zither Koto, Laute Shamisen, Oboe Hichiriki.

daneben Ausschnitt der Singles-Sammlung aus dem Teilbestand Wolfgang Früh.

darunter Rational und perfekt: Prellungenmechanik eines Hammerflügels aus dem späten 18. Jahrhundert.

unten links Klangforschung 1947: Bode-Melochord aus dem Besitz Werner Meyer-Epplers.

daneben Anschaulich: Orgel-Mechanikmodell mit Koppeln im Verhältnis 1:1 (Werner Mann, Mainbernheim 2017).



Wo ist die

Text: Michael Krüger

Zuku



DAS MOTTO UNSERER Reihe des Nachdenkens über die Zukunft haben wir einem der rätselhaften und zugleich glasklaren Fragmente von Franz Kafka entnommen: »Bitte, Vater, lass doch die Zukunft noch schlafen, wie sie es verdient. Wenn man sie nämlich vorzeitig weckt, bekommt man dann eine verschlafene Gegenwart. Daß dir das aber erst dein Sohn sagen muss!«

Der Zukunft wurde nicht immer die große Aufmerksamkeit zuteil, die sie heute genießt. Aber seitdem sie sich »nicht mehr als ein offener Horizont von Möglichkeiten zeigt, aus dem wir auswählen können, sondern von Bedrohungen besetzt wird, die offenbar ebenso langsam wie unaufhaltsam auf uns zukommen« (Hans Ulrich Gumbrecht), vergessen wir gerne, »dass jede Gegenwart einmal eine Zukunft gewesen war. ... Die Vergangenheit, so könnte man sagen, ist voll von nicht eingetretenen Zukünften« (Konrad Paul Liessmann). Oder mit den Worten des Komponisten Manfred Trojahn: »Zukunft gibt es nicht, es wird nur immer wieder ... neue Gegenwarten geben, und die werden nicht mehr unsere Gegenwarten sein.«

VIELLEICHT VERLIERT DIE Zukunft ihren giftigen Stachel, wenn man über sie nachdenkt und sie nicht nur einfach als Bedrohung empfindet? Der Theaterkritiker Peter Michalzik kam zu der lakonischen

nft geblieben?



Auffassung: »Die Gesellschaft hat eine Zukunft, wenn sie sich eine schafft.« Und der philosophisch geschulte Literaturkritiker der ZEIT, Ijoma Mangold, ist sich sogar sicher, dass die Literatur in dieser Zukunft eine herausragende Rolle spielen wird: »Die Literatur in ihrer Doppelfunktion, Gedächtnis und eye opener zugleich zu sein, welche kognitive Maschine sollte gefragt sein in den Welten, die auf uns zukommen?«

EVA HORN AUS Wien beschreibt den tragischen Blick auf diese Zukunft: »Es ist ein Blick, der in der Katastrophe nicht nur die Zerstörung von Gütern und Werten liest, sondern die grundlegende Zerstörung einer menschlichen Natur, die sich ihre eigene Grundlage entzogen hat.« Sie zitiert Walter Benjamin: »Der Begriff des Fortschritts ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Daß es »so weiter« geht, ist die Katastrophe.« Aber es geht weiter, mit dieser katastrophischen Perspektive müssen wir leben, daran erinnert uns Harald Welzer. Wie es weitergeht, schildert Niklas Maak anhand der Architektur der Internet-Mogule in Kalifornien; und Christoph Menke entwickelt anhand der TV- Serie »Breaking Bad« eine interessante These: »Die Zukunft öffnet sich in der Gegenwart nur durch einen Tigersprung ins Vergangene« (Walter Benjamin). Die Lebendigkeit, die die Gegenwart auf die Zukunft öffnet, ist die Erinnerung und Wiederholung

einer vorvergangenen Lebendigkeit, die niemals Gegenwart, niemals »da« war, weil sie der grundlose Grund ist, aus dem alles, was gegenwärtig ist, hervorgeht, indem es sich von ihm losreißt.«

DAS LETZTE WORT soll Karl Heinz Bohrer haben: »Ohne geschichtstheoretische Begründung hat Montaigne die Priorität der Gegenwart allein aus der Evidenz der Selbstbeobachtung in einer jeweiligen Gegenwart geschlossen. Und dies bevor und nachdem immer wieder Zukunftsversprechungen oder Zukunftsdrohungen sich ablösen. Eigentlich hätte man alles auch ohne Berufung auf große Geister sagen können. Aber nur dann, wenn man nicht Gottes Gericht oder die Weltrevolution im Auge hat. Nur dann hat man, wie Montaigne, die Zukunft hinter sich gelassen und freut sich über einfache Veränderungen: zum Beispiel, dass die Blätter der Bäume plötzlich eine andere Farbe angenommen haben.« Die Bayerische Akademie dankt allen Vortragenden für ihre anregenden Überlegungen zu einer Sache, die – ob wir wollen oder nicht – immer morgen beginnt.

Dr. h. c. Michael Krüger, 1943 in Wittgendorf, Kreis Zeitz geboren, war viele Jahre Geschäftsführer des Münchner Carl Hanser Verlags und Herausgeber der Literaturzeitschrift AKZENTE. Er ist Mitglied verschiedener Akademien, Autor von Gedichten, Geschichten, Novellen und Romanen. Neben vielen anderen Auszeichnungen erhielt er den Peter-Huchel-Preis und den großen Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Michael Krüger ist Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Zum Weiterlesen

»Wo ist die Zukunft geblieben? Eine Vortragsreihe der Bayerischen Akademie der Schönen Künste« erscheint in diesen Tagen beim Wallstein-Verlag.

DIE ZUKUNFT HAT SCHLECHTE KARTEN

Sie liegt zwar immer noch vor uns, aber keiner denkt mit Freude und hohen Erwartungen an sie. Liest man, was an der letzten Jahrtausendwende im Ton der Gewissheit von ihr erhofft wurde, wird man schamrot: keine Kriege, keine Grenzen, ein geeintes Europa, ein zivilisiertes Internet, die Einhegung und Verbesserung der Umweltprobleme, das Nachlassen der Migrationsströme, das Ende des ungebremsten Finanzkapitalismus. Die Liste ist lang und ehrenvoll – und hat sich als großer Irrtum herausgestellt. Ist Prognostik nichts anderes als Wunschenken? Da die Zukunft aber unweigerlich auf uns zukommt, wollen wir uns mit ihr befassen, bevor sie schon wieder Vergangenheit ist. Die Bayerische Akademie der Schönen Künste hat dazu eingeladen, über die Zukunft nachzudenken. Ob sie dadurch besser wird, ist ungewiss; aber es wäre schon viel geholfen, wenn sie besser zu ertragen wäre.



Deutschland als Zukunft von gestern

Text: Harald Welzer

ÜBER DIE ZUKUNFT zu sprechen bzw. über die Frage, wie unserem Typ von Gesellschaft die Zukunft abhandengekommen ist und wie man sie möglicherweise wiedergewinnen könnte, ist in der Tat ein Thema, das mich auf vielfältige Art und Weise beschäftigt und in den letzten Jahren sehr stark umgetrieben hat. Ich glaube, dass wir gegenwärtig ein Problem haben in den westlichen Gesellschaften und demzufolge auch insbesondere in unserer Gesellschaft: dass wir in diesem Land Privilegierte eines zivilisatorischen Erfolgsmodells sind –, das eine unglaubliche Menge an materiellen wie immateriellen Gütern mit sich gebracht hat, dass die Erfolgsfalle dieses Zivilisierungsmodells aber darin besteht, dass es in einem bestimmten Stadium seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien und man dann vergessen hat, an diesem Zivilisierungsmodell weiterzuarbeiten. Mich interessiert in meiner gegenwärtigen Arbeit: Wie können wir die Punkte wiederfinden und reaktivieren, die an diesem zivilisatorischen Projekt unbedingt fortsetzungsfähig, aber auch fortsetzungsnotwendig sind? Und was ist der Preis, den man in Kauf nehmen muss, wenn man das zivilisatorische Projekt weiterbauen will?

Ich erzähle ja gerne Geschichten, etwa diese Geschichte von dem Historiker des 23., 24. Jahrhunderts, der auf das 21. Jahrhundert in westliche Gesellschaften zurückschaut und versucht, mit seinen Forschungsteams und Big Data zu rekonstruieren, was das eigentlich für eine Welt gewesen ist, deren Gegenwart wir gerade bauen. Diese Historiker-/Historikerinnen-Teams finden Konflikte, Gewalt war noch nicht abgeschafft im 21. Jahrhundert, ein Wirtschaftssystem, das Züge des Absurden getragen hat. Das meiste ließ sich mit

einigem Aufwand rekonstruieren und verstehend nachvollziehen. Absonderlich und unerklärlich finden sie aber bei allem Erklärungsaufwand z. B. den Umstand, dass in Deutschland gerade zu Beginn des 21. Jahrhunderts Schlösser gebaut werden. Und die Frage, die man dann in den Forschungsteams diskutiert, ist: Die waren doch Demokratie; die haben doch eigentlich im 20. Jahrhundert ein Fortschrittsmodell ausgearbeitet gehabt; die hatten doch Formen der Repräsentation entwickelt. Wie kommt es, dass jetzt am Anfang des 21. Jahrhunderts in der Hauptstadt ein Schloss wiederaufgebaut wird, dass in der brandenburgischen Landeshauptstadt, in der niedersächsischen Landeshauptstadt, überall Schlösser wiederaufgebaut werden, so als sei das Selbstverständnis dieser Menschen zu Beginn des 21. Jahrhunderts am besten verkörpert im Absolutismus? Eigenartig, sehr eigenartig, eine Zeitverschiebung, die man da feststellt. Und man muss ja in der Tat auch sagen, eine sehr eigenartige Form, jetzt mal rein phänomenologisch. Wenn wir z. B. sehen, was in der frühen Nachkriegszeit, sprich: in den 1950er-, 1960er-Jahren, eigentlich für eine Form von architektonischer Repräsentanz dieses Westens gebaut worden ist. Die Parlamentsgebäude in Stuttgart, in Hannover, in vielen anderen Städten, die ganze Architektur in Bonn, der Kanzler-Bungalow. Das alles hat einen Ausdruckscharakter der Vorstellung von einer modernen Demokratie, die auf Partizipation und Transparenz, aber nicht in so einem digitalen Sinne, sondern Transparenz im Sinne des politischen Handelns, basiert. Folgerichtig wirft die Idee, sich selber zu repräsentieren in einem vollkommen ungleichzeitigen Modell wie dem Berliner Stadtschloss, dann notwendig die Frage auf: Was soll man denn da reinton? Und

man dann auf die Idee kommt, andere Museen zu entleeren, nämlich die in Berlin-Dahlem, weil einem nichts einfällt, was man da reinton soll in das unzeitige Schloss, weshalb diese wunderbaren anderen Museen, die ihrerseits den Ausdruckscharakter einer modernen Demokratie in ihrer Architektur haben, dann leer und nutzlos sind, während dieses Ding mit irgendeinem Sinn angefüllt werden muss, der sich eben von selbst nicht hergestellt hat. Und es auch nicht konnte. Denn es ist ja nichts. Beton mit Simulationsfassade. Die gebaute Absenz einer Idee von sich selbst. Und da sind wir beim Kern des Problems. Offensichtlich ist dieser Typ von Gesellschaft gegenwärtig nicht mehr in der Lage, einen Sinn für sich selber herzustellen und zu reklamieren. Es wäre jetzt ein ganz breites Feld, das phänomenologisch zu durchmustern. Ich glaube, es hat in der Tat etwas damit zu tun, dass ein zentrales Versprechen der Nachkriegsmoderne, der Nachkriegsdemokratien sich in der Tat eingelöst hat, nämlich ein eklatant hohes Wohlstandsniveau für die Mehrheitsbevölkerungen in diesen Gesellschaften zu gewährleisten. Die meisten wissen das, dass eines der zentralen Motive der Bildung von Staatlichkeit in den westlichen Nachkriegsdemokratien tatsächlich die Herstellung von Wohlstand gewesen ist. Ludwig Erhard: »Wohlstand für Alle«. In unendlich vielen Auflagen gedrucktes und in Teilen auch gelesenes Buch. Sehr interessant. Wohlstand für Alle. Aber nicht als Wohlstand für alle als Zweck in sich, sondern als Mittel zur sozialen Befriedung. Denn die Idee, die man damit gehabt hat, mit dem, was dann soziale Marktwirtschaft hieß oder demokratischer Kapitalismus, diese Idee war ja die Herstellung von gesellschaftlichen Verhältnissen, die so gut sind, dass sich Menschen nicht politisch extrem orientieren.

DAS POLITISCHE PROJEKT des Westens im Nachkrieg: die Menschen müssen in ihrer Gesellschaft so zufrieden sein können, dass sie Systemzustimmung jederzeit auch tragen und leben können. Das ist die zentrale Idee gewesen. Der Kern dieser Idee ist eine Vorstellung von freier Gesellschaft, von offener Gesellschaft, von demokratischer Gesellschaft, die in einer rechtsstaatlichen Verfasstheit existiert.

Und das Problem war natürlich: Wie schaffe ich denn ständiges Wirtschaftswachstum, um diese Zustimmung tatsächlich zu realisieren? Das war in den unmittelbaren Nachkriegsjahren kein sehr großes Problem, denn es gab viel aufzubauen, es gab viel Infrastruktur wiederherzustellen, es gab eine Kaskade von technologischen Neuerungen usw. Die Wachstumsraten, die damals hierzulande geherrscht haben, bewegten sich ja etwa auf dem Niveau, wie China das heute hat, also in den besten Jahren bei 12 Prozent Wirtschaftswachstum, im Durchschnitt, glaube ich, zwischen 1949 und 70 bei 6,5 Prozent jährlich. Ulrich Beck hat das den »Fahrstuhleffekt« genannt, d. h. soziale Ungleichheit wird nicht aufgehoben, die Menschen bleiben ungleich, aber alle fahren mit demselben Fahrstuhl nach oben, die materiellen Verhältnisse bessern sich für alle. Und das erzeugt eben diese Form von Systemzufriedenheit, die ja in der Bundesrepublik auch erstaunlich lange angehalten hat.

MIT DIESEM ERFOLGSMODELL des westlichen Nachkriegskapitalismus haben wir einerseits einen unglaublichen materiellen Wohlstand schaffen können, von dem wir alle in ganz extremer Weise profitieren, und auf der anderen Seite – und das ist für mich der wichtige Punkt – einen immateriellen Wohlstand, von dem wir auch extrem profitieren, z. B. in Form von Kulturveranstaltungen, z. B. in Form einer freien Presse, z. B. in Form von Freiheit, jederzeit das tun und lassen zu können, was im Rahmen der Gesetze möglich ist. Immaterielle Fortschritte privilegieren uns als Mitglieder einer Gesellschaft, die im historischen Maßstab absolut einzigartig ist. Ich habe in meinem Buch »Die smarte Diktatur« eine wie üblich angreifbare Rechnung aufgestellt, wie viele Menschen, die jemals gelebt haben, unter solchen Bedingungen haben leben dürfen wie wir. Und da endet man bei einstelligen Prozentzahlen. Das ist sowohl im historischen Vergleich als auch im horizontalen Vergleich gegenüber allen Gesellschaften auf der Erde schlicht und ergreifend so, dass niemand außer uns wenigen paar hundert Millionen diese Art Lebensbedingungen hat genießen dürfen. Diesen immateriellen Fortschritt, verkörpert in Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und auch damit zusammenhängenden Gütern wie Gesundheitsversorgung, Sozialversorgung, Bildungsversorgung, diesen Kern des zivilisatorischen Projekts gilt es aus meiner Sicht in jedem Fall zu erhalten.

Jetzt kommt das Problem, und das hat unmittelbar mit der Frage der Zukunft zu tun. Oder zwei Probleme. Dieses zivilisatorische Modell ist über das 21. Jahrhundert so nicht aufrechtzuerhalten. Der Grund ist ein sehr einfacher: kostet zu viel Ressourcen, kostet zu viel Energie, macht zu viel Müll, produziert zu viel Emissionen. Dieses Zivilisationsmodell, das darauf basierte, dass wir bedenkenlos Raubbau an allen vorhandenen Ressourcen betreiben – nicht betrieben haben, sondern betreiben –, und zwar in gesteigertem Ausmaß betreiben, ist nicht zukunftsfähig. Die wirtschaftliche Grundlage, Wachstumswirtschaft, ist unökonomisch, weil sie ihre eigenen Voraussetzungen konsumiert. Und deshalb kommt man damit nicht durchs 21. Jahrhundert. Wiederum eine kleine Klammer: Man hat hierzulande auf der Ebene der Nutznießer dieses Systems natürlich immer die Vorstellung, damit käme man weiter durch, und zwar deswegen, weil es bislang so supergut gelaufen ist und weil wir ja auch genug Mittel haben, Klimakonferenzen und dergleichen zu veranstalten, wo man sich wechselseitig versichern kann, dass, wenn man darüber spricht, das Klima schwer beeindruckt ist und bei 1,5° weiterer Erwärmung verharren wird. Nehme ich an.

ABER DIESE SUGGESTION, man könne so weitermachen, weil es bislang ja auch so gut gegangen ist über 150 oder 250 Jahre, hat damit zu tun, dass bislang die wesentlichen Auswirkungen unseres wirtschaftlichen Stoffwechsels zunächst mal ja nicht spürbar gewesen sind, weil es ja auch nur ein ganz kleiner Teil der Welt gewesen ist, der das überhaupt so gemacht hat. Während der Rest des Planeten gewissermaßen als Warenlager gelten konnte, aus dem die frühindustrialisierten Gesellschaften ihren Stoffwechsel generiert haben und



»Der zivilisatorische Standard,
dass man im sichersten
und freiesten Land der Welt lebt,
wird überhaupt nicht mehr
zur Kenntnis genommen.«

in den sie auch ihre ganzen dabei anfallenden Müllmengen und sonst was weiterexportiert haben. Der Nachfolger von Ulrich Beck, Stefan Lessenich, nennt das die »Externalisierungsgesellschaft«. Und in der Tat kann man unsere Existenz in dieser Weise als eine Inselexistenz beschreiben, wo wir auf dieser Insel der Glückseligkeit ganz prächtig existieren, und zwar deswegen, weil wir das meiste, was wir brauchen, von außen reinholen und das, was wir nicht mehr gebrauchen können, nach außen wieder abgeben. Dieses Prinzip funktioniert aber nicht in einer Welt, in der sich das zugrundeliegende Wirtschaftsprinzip globalisiert hat. Wenn das alle machen, dann funktioniert es nicht mehr. Und was wir gegenwärtig als Krisen unterschiedlichster Erscheinungsform sehen – Michael Krüger hat ja gerade ein paar dieser Dinge genannt –, alle diese Krisen sind in unterschiedlicher Art und Weise und in unterschiedlicher Verflechtung genau auf den Sachverhalt zurückzuführen, dass man diese Form der Überbewirtschaftung von natürlichen Ressourcen nicht wird durchhalten können. Das ist aber überhaupt kein Weltuntergangsszenario, was ich Ihnen hier präsentiere, sondern

wirft lediglich die Frage auf: Wie werden denn die Menschen damit umgehen, dass das so ist? Sie werden nicht wie die Lemminge kollektiv sich von der Klippe stürzen, und es wird auch nicht den wunderbaren sozialistischen Tod des Weltuntergangs geben. Das ist ja eine sehr charmante Vorstellung. Ich finde ja, das Schlimmste bei der Vorstellung, dass man leider irgendwann stirbt, ist ja, dass man selber weg ist und alle anderen noch da sind. Das ist ja die größte Kränkung, die es überhaupt gibt. Deshalb ist die Apokalypse so eine geile Vorstellung. Da ist nämlich hinterher auch keiner mehr da, und man verpasst überhaupt nichts. Das macht den Attraktivitätswert dieser Vorstellung aus. Aber so wird es eben nicht sein, sondern so, dass diejenigen Gruppen und Gesellschaften, die materielle und organisationelle Vorteile haben, diese Vorteile immer weiter ausbauen, je knapper die Ressourcen werden, je größer das Problem de facto wird. Wir könnten jetzt vor diesem Hintergrund über die berühmten Fluchtursachen diskutieren, ob die wohl was damit zu tun haben. Wir könnten dann nach längeren Diskussionen darauf kommen, dass wir es möglicherweise mit einem Verteilungsproblem zu tun haben. Dann würden sich unsere Perspektiven auf Klimawandel, Naturzerstörung, Artensterben usw. plötzlich ganz anders darstellen, denn dann hätten wir nicht ein Problem, das sich auf der symbolischen Ebene bearbeiten lässt, sondern dann müssten wir die Konsequenz gewärtigen, dass wir unseren Lebensstandard verändern müssen. Und das ist eine interessante Perspektive: Das möchte ja niemand so gerne. Also, wenn man das Wachstumsprojekt nicht bis in alle Unendlichkeit fortsetzen kann, sondern schon gegenwärtig einen Prozess der radikalen Übernutzung verzeichnet, dann bedeutet die Konsequenz daraus, dass die Verteilung dessen, was da ist und was man verschmutzen kann, anders geregelt werden muss. Für unsere Form von Gesellschaft würde das so eine Kleinigkeit bedeuten wie ungefähr um 80 Prozent runterzufahren, was das materielle Niveau angeht. Also 80 Prozent weniger Urlaubsreisen, 80 Prozent weniger Geschäftsreisen, 80 Prozent weniger Autos, 80 Prozent weniger usw. Die Berechnungsgrundlage ist sehr einfach. Unser Niveau ist zu hoch, und das von Menschen in Mali ist zu niedrig. Um auf ein ausgeglichenes Niveau zu kommen, müssen wir auf ungefähr 20 Prozent gehen.

WENN MAN JETZT die Anfangsperspektive noch mal nimmt und sagt: Wichtig ist das zivilisatorische Projekt. Wichtig wäre Bewahrung von Freiheit. Wichtig ist Bewahrung von Demokratie. Wichtig ist Bewahrung von Rechtsstaat. Wie kriege ich denn das jetzt eigentlich hin auf einem ganz anderen materiellen Niveau? Das ist die spannende Frage, für die es überhaupt keine Antwort gibt. Es gibt keinen Masterplan dafür. Es gibt kein Rezeptwissen. Wir haben auch keine historische Vorgängerfrage, die genauso aussehen würde. Das heißt, man muss das eigentlich experimentieren. Wenn wir das aber nicht experimentieren, sondern den Betrieb so weiterlaufen lassen, wie es jetzt der Fall ist, dann ist es auch ein Experiment, aber eins, dessen Ausgang man weiß. Ist vielleicht ja ganz gut und für die eigene Lebenszeit irgendwie auch okay. Von Groucho Marx gibt es ja den Satz: »Was

kümmert mich die Nachwelt? Hat sich die Nachwelt je um mich gekümmert?« Das gibt natürlich ein probates Handlungsmodell ab.

ABER MICH INTERESSIERT diese Frage wirklich, sehr substanziell. Und mich interessiert sie desto mehr, je mehr unser zivilisatorisches Projekt unter die Räder kommt. Was im Augenblick mit Händen zu greifen ist, und zwar aus ganz unterschiedlichen Perspektiven heraus. Unter anderem, weil uns ja überhaupt nichts mehr zur Verfügung steht, wie wir uns eigentlich Zukunft vorstellen. Ich glaube, dass Menschen in China eine sehr konkrete Vorstellung haben, was ihre Zukunft sein soll. Ich glaube auch, dass Menschen in mittelamerikanischen Gesellschaften positive Zukunftsbilder haben, wissen, wo die Reise hingehen soll. Beispielsweise, dass ihre Kinder ein besseres Leben haben, als sie selber gehabt haben. Das war hier in den 1950er-Jahren auch nicht anders. Aber Zukunft ist eine historische Produktivkraft. Wenn Sie unsere Gesellschaft anschauen: Nach dem Sieg der Geschichte 1989, als das Konkurrenzsystem abgedankt hatte und man kapitalistisch voll durchstarten konnte, ist uns ja die Frage abhandengekommen, welche Art von Gesellschaft (erstens) man haben möchte und (zweitens), welche Vision. Anders gesagt: Was war eigentlich die Frage, auf die unser Typ von Gesellschaft eine Antwort sein sollte? Wenn man diese Frage zurückverfolgt, dann würde man sagen, wir haben irgendwann in den 1970er-Jahren eine merkwürdige Aufspaltung zwischen dem materiellen Fortschritt und dem immateriellen Fortschritt gehabt. Denn dass der materielle Fortschritt immer weitergegangen ist, so dass Sie heute zwischen (ich schätze mal) 150 verschiedenen Kaffeemaschinen auswählen können, wenn Sie in einen Media-Markt gehen – wahnsinniger Fortschritt –, dass Sie heute das Doppelte an Textilien im Schrank hängen haben wie noch vor zehn Jahren, dass die Autos heute um die Hälfte größer sind, als sie noch vor zehn Jahren gewesen sind usw. usw., das ist ein unglaublicher materieller Fortschritt. Der Fortschritts-Track auf der materiellen Ebene hat sich so weit fortgesetzt, dass er in einen totalen Rückschritt übergegangen ist, denn der psychologische Effekt davon ist ja, dass die Menschen keineswegs glücklicher geworden sind, wenn sie in ihren Kampfwagen gegen das Weltklima durch die Gegend fahren. Sie sind ja unglücklicher, weil sie damit z. B. nicht mehr in Parkhäuser kommen oder weil sie ihr Auto nicht loswerden, wie ein Strafgefangener im Comic seine Kugel. Man muss da letztlich drin sitzen bleiben, weil man das Auto nirgendwo abstellen kann. Und wir wissen aus vielen Untersuchungen, dass

die Menschen heute mehr Zeit mit Konsumententscheidungen verbringen als mit dem Konsumieren selber und dass vieles von dem, was gekauft worden ist, nicht konsumiert wird. Bei den Nahrungsmitteln ist es total evident, aber bei Textilien ist es auch völlig klar: 40 Prozent bleiben ungetragen. Der gerade zu Ende gegangene G7-Gipfel beginnt seinen Bericht mit dem Satz »Wachstum hat höchste Priorität«. Aber wenn dieser Satz gilt, dann heißt das, wir alle müssen immer mehr haben. Anders geht das nicht.

Und während diese materielle Steigerungslogik ungebrochen weitergegangen ist, ist die Arbeit am immateriellen Teil des zivilisatorischen Projekts zum Stillstand gekommen. Diese Behauptung gilt es an vielen einzelnen Aspekten zu überprüfen. Wenn man zum Beispiel Parteiprogramme studiert, da findet man vergleichsweise wenig, wo Zukunftsfragen adressiert werden: wie eigentlich unter den veränderten Bedingungen des 21. Jahrhunderts so etwas wie soziale Gerechtigkeit als Ziel aufrechterhalten werden oder ausgebaut werden könnte, wie die soziale Ungleichheit unter den Bedingungen heutiger Produktionsweisen vermindert werden könnte, wie Bildungsziele erreicht werden könnten. Wir haben heute in diesem Land eine erheblich größere soziale Bildungsungleichheit als zu der Zeit, in der ich zur Schule gegangen bin. Oder: gegenwärtig verwahrlosen die partizipatorischen Güter. Das ist beispielsweise eine öffentliche Leihbibliothek, das ist ein öffentliches Schwimmbad, das sind Sporthallen. Alles das tauschen wir jetzt gegen eine »Share Economy« aus. Dabei ist nun nicht Share das Entscheidende, sondern die Economy, da Leistungen oder die Bereitstellung von Gütern jetzt monetarisiert wird und sie eben nicht mehr für die Allgemeinheit kostenlos vorgehalten werden. Das ist stetiger Rückbau des zivilisatorischen Projekts, was dann wiederum vielleicht die Folge sinkender Systemzustimmung hat. Und da gibt es zwei Punkte, die sich ganz unglücklich treffen: einerseits wird der zivilisatorische Standard, dass man im sichersten und freiesten Land der Welt lebt, überhaupt nicht mehr zur Kenntnis genommen. Das ist taken for granted. Und gleichzeitig hat man das unendlich gesteigerte Bedürfnis nach allem, was es gibt: Jetzt bitte liefern!

WAS HAT ALSO die Zukunft zu bieten? Wie wäre es denn, wenn wir beginnen würden, tatsächlich so eine Art visionäres Projekt für moderne Demokratien zu entwickeln? Was müsste das berücksichtigen? Ein anderes gesellschaftliches Naturverhältnis. Wir müssten einen befriedeten Umgang

»Wenn alles nur
reine Gegenwart ist,
kann man sich
das Ganze auch schenken.«



eben mit den natürlichen Voraussetzungen unseres Überlebens entwickeln. Wir werden das nicht machen können auf dem materiellen Niveau, wir werden es nicht mit dem gegebenen Modus der Verteilung machen. Aber ist das eigentlich so schlimm? Ist nicht eigentlich die Lösung ein soziales Projekt, eines, wofür man soziale Intelligenz, d. h. Formen von Kooperation, Formen des Zusammenschmiedens ganz unterschiedlicher Kompetenzen, materieller und immaterieller Möglichkeiten, nutzen könnte?

VIELLEICHT EINFACH NUR ein paar Beispiele, die in der Stadtplanung, in der Architektur, im Design, im Moment intensiv diskutiert werden. Muss man irgendwas noch bauen? Oder gibt es nicht zu viel, was schon gebaut ist? Kann man nicht viel besser Ziele einer nachhaltigen Gesellschaft erreichen, wenn man im Bestand arbeitet, wenn man Müll vermeidet, wenn man Nutzungsinnovationen macht, d. h. Dinge, die da sind, anders gebraucht, anstatt ständig abzureißen und neu zu bauen? Brauchen wir noch mehr Autobahnen? Oder brauchen wir nicht vielleicht weniger Autos? Ist nicht ein positives Ziel eine autofreie Stadt? Kann ich das nicht positiv formulieren in der Wiedergewinnung von öffentlichem Raum, in der Wiedergewinnung von Bewegungsfreiheit, in der Wiedergewinnung von Ruhe? Brauche ich eigentlich den Klimawandel, um zu sagen, Autos sind irgendwie ein Problem? Aber wenn ich den Klimawandel heranziehe, dann habe ich vielleicht die Supermöglichkeit, dass ich das Ganze als ein technisches Problem interpretieren kann und den Ingenieuren von VW überlasse, wie sie das Problem mit dem Klimawandel bewältigen. Und wie sie das machen, haben wir gerade gesehen. Durch Schummeln.

Verstehen Sie, was ich meine? Was Weiterbauen am zivilisatorischen Projekt sein könnte? Man muss sich so etwas wie Wunschhorizonte, Zukunftsvorstellungen überhaupt wieder zumuten: Wie könnte denn so etwas aussehen? Nur mal so ein paar Gedankensplitter: Braucht eine nachhaltige Regierung G7-Treffen? Ergibt es Sinn, wenn sich sieben Leute, die sich vermutlich eher nicht gut leiden können, unter einem Aufwand, wie wir es in Elmau gesehen haben, treffen, um sich vor einer Wiese fotografieren zu lassen? Ich karikiere das nicht, es ist ja so. Denn alles das, was dort verhandelt wird, wird lange, lange vorbereitet und wird lange, lange nachbereitet. Und es geht letztlich um diesen symbolischen Akt. Sie wissen, wieviel zehntausend Polizisten über welche Zeiträume erforderlich gewesen sind, dieses Treffen dort stattfinden zu lassen, was da geplant wurde an Straßen, Hubschrauberlandeplätzen. Anstatt dass diese



»Wenn man Zukunft wiedergewinnen will,
muss man sich verletzlich machen.«

Leute, die wahrscheinlich gar nicht scharf drauf sind, sich zu treffen, vielleicht alle gemeinsam ins Pentagon fliegen, sich dort zusammensetzen, eine Stunde miteinander reden, wenn sie denn face to face reden und es nicht über Skype machen wollen, wofür es gute Gründe gäbe, und dann fliegen sie wieder nach Hause, und niemand hat irgendwas davon mitgekriegt. Und die Fototapete mit der Wiese könnte man auch noch ins Pentagon hängen und die alle davorsetzen.

WENN WIR EINE andere Perspektive hätten – die Aufrechterhaltung von Freiheit unter der Bedingung eines anderen Naturverhältnisses –, dann würden wir ganz andere Fragen stellen. Dann würden wir z. B. nicht sagen: Die Ökonomie hat immer und unter allen Umständen das Primat. Sondern wir würden z. B. sagen können: Die Ökologie hat unter allen Umständen das Primat, weil wir ansonsten mittelfristig nicht weiterkommen mit der Menschheitsgeschichte.

Es ist ja eine schöne Aufgabe, sich mal dieses ungewöhnliche Vorhaben vor Augen zu stellen und zu sagen, wir entwerfen mal Szenarien einer Welt, wie sie sein könnte. Ich hab das gerade mit meinen Studierenden in Sankt Gallen gemacht. Da ging es um die Frage der Externalisierungsgesellschaft. Der Kerninhalt der Externalisierungsgesellschaft besteht ökonomisch darin, dass wir Kosten externalisieren. Wir kriegen unsere Produkte und unsere komplette Lebensweise deshalb sehr günstig und preiswert, weil wir das allermeiste externalisieren. Die Umweltschäden, die durch die Produktion eines iPhones angerichtet werden, zahlt nicht Apple, sondern die zahlt irgendjemand, der das Pech hat, zufällig dort zu leben, wo diese Schäden angerichtet werden. Unsere Unternehmensgewinne basieren zu sehr großen Teilen auf diesem Externalisierungsprinzip. Wenn man das mal rechnen würde – und das haben zwei Unternehmen in Deutschland mal spaßeshalber gemacht, haben es aber nicht sehr intensiv kommuniziert –, was die Internalisierung der Kosten bedeuten würde, dann sieht man, der Unternehmensgewinn schrumpft um 90 bis 95 Prozent. Jetzt diskutieren Sie das mit

BWL-Studierenden, die clever sind. Dann sagen die, okay, dann hat ein Unternehmen ein Problem. Wie kann es mit dem Problem umgehen? Die Antwort ist ganz einfach: Kosten reduzieren. Wie immer. Wenn ich Gewinne erhöhen will, muss ich Kosten reduzieren. Unter der Voraussetzung, dass ich aber keine externalisierten Kosten mehr habe, dreht sich das Spiel in eine völlig andere Richtung, denn dann bedeutet Kostenreduktion beispielsweise, Mobilität zu reduzieren. Dann hat es nämlich keinen Sinn mehr, irgendeinen banalen Gegenstand wie eine Computermaus aus Teilen aus 50 verschiedenen Regionen der Welt zusammenzusetzen und die über jeweils 10 000 km zu verschiffen, sondern ich reduziere Kosten, indem ich das nicht tue. Plötzlich kann es viel intelligenter und billiger sein, diese Sachen regional zu erzeugen. Das heißt, Sie können plötzlich ein ganz anderes Spiel spielen, wenn Sie eine andere Prämisse haben.

UND DANN KANN man sich überlegen: Wie sieht denn dann so eine Gesellschaft aus? Wie sieht dann ein Arbeitsmarkt aus? Aber natürlich ist es für die Entwicklung einer solchen Zukunftsvorstellung absolut notwendig, sich wieder zu vergewissern, was man denn eigentlich will. Worum geht's? Was soll das? Und das ist die zentrale normative Frage, die man in einer Gesellschaft wieder diskutieren muss und die wir überhaupt nicht diskutieren. Und es ist natürlich im Kern die politische Frage, nämlich die der Herstellung von wünschenswerten Verhältnissen, die man aber begründen können muss, warum man das denn will und was daran besser ist. Ich glaube, der entscheidende Punkt ist, sich dieser Zumutung zu unterwerfen und tatsächlich den Mut zu haben, über Zukunft zu sprechen, und zwar nicht in dem routinisierten Negativsinn, sondern in dem proaktiven Sinne: »Wenn wir das Privileg haben, in der reichsten und freiesten Gesellschaft zu leben, die es jemals gegeben hat, dann bedeutet das für jeden Einzelnen a), dass er Teil eines politischen und zivilisatorischen Projekts ist, dass er b) deshalb dazu beitragen muss, dass das nicht vor die Hunde geht, dass er c) dazu beitragen muss, dass es weiterentwickelt wird, und dass er d) Gott sei Dank die Möglichkeit hat, das auch zu tun, denn diese Gesellschaft offeriert Handlungsspielräume, und zwar nicht nur privat, sondern auch in jeder beruflichen Tätigkeit.« Jeder kann irgendetwas machen. Aber auch dafür ist es erforderlich, dass man endlich mal wieder begreift, dass das nicht ein Laden ist, der so läuft, sondern dass dieser Laden nur in einer wünschenswerten Weise läuft, wenn man etwas dazu beiträgt.

Ich glaube, deshalb ist die Zumutung der Freiheit ein zentraler Punkt, um Zukunft überhaupt wieder konturieren zu können und für sie eintreten zu können. Und das werden Sie in allen Feuilletons niedergemacht finden von den Durchblickern, wenn man sagt, lass uns mal über Zukunft sprechen: Höhöhö, was soll das denn? Wissen wir doch. Alles verflochten. Machtzusammenhänge.

WENN MAN ZUKUNFT wiedergewinnen will, muss man sich verletzlich machen. Man muss den Mut haben zu sagen: Lasst uns doch mal was anderes denken! Lasst uns doch bitte

mal auch das nicht nur denken, sondern experimentieren. Es gibt ja viele Leute, die so was machen, unendlich viele kleine Projekte, auch hier in München, die im Unterschied zu den meisten anderen nur die Handlungsspielräume ausnutzen, die jeder hat. Dann kann man sehen, was so geht. Und wie fange ich an, diese vergangenheitsverliebte restaurative Form von Gesellschaft so zu perforieren, dass Fenster entstehen, Ausblicke auf andere Möglichkeiten.

Es kommt gerade unter dem Begriff der Zukunft darauf an, wieder über die immaterielle Zukunft nachzudenken. Ich glaube, es kommt sehr stark darauf an, wesentlich kritischer mit den Gegenwartsgegebenheiten umzugehen, und zwar vor dem Hintergrund einer wünschbaren Zukunft. Sie können ja die Gegenwart und das, was Realpolitik ist, überhaupt nicht aus der Gegenwart heraus kritisieren. Eigentlich ist eine Kritik, die wirksam wird, immer nur vor dem Hintergrund einer anderen Zukunftsvorstellung möglich. Überhaupt ist die Idee von Demokratie, des Abwägens von Alternativen, des Streitens über Wege und Richtungen, nur vor dem Hintergrund einer imaginären Zukunft denkbar. Wenn alles nur reine Gegenwart ist, kann man sich das Ganze auch schenken.

DAS IST ÜBRIGENS die Zukunftsvorstellung der digitalen Welt: dass so etwas wie Zukunft nur darin besteht, dass Verbraucher irgendwelches Zeugs kriegen, das scheinbar ihren Bedürfnissen entspricht. Und damit ist die Sache erledigt. Wenn Sie diese ganzen wunderbaren Utopien der Googles und Amazons und Apples lesen, da ist ja keine Utopie drin. Das ist alles wie jetzt, nur schneller und mehr. Nichts weiter ist da drin. Und die Absenz von Politik als Zukunftsvorstellung. Denn die Menschen sollen über's Klicken deutlich machen, was sie gerade gerne haben möchten und was nicht.

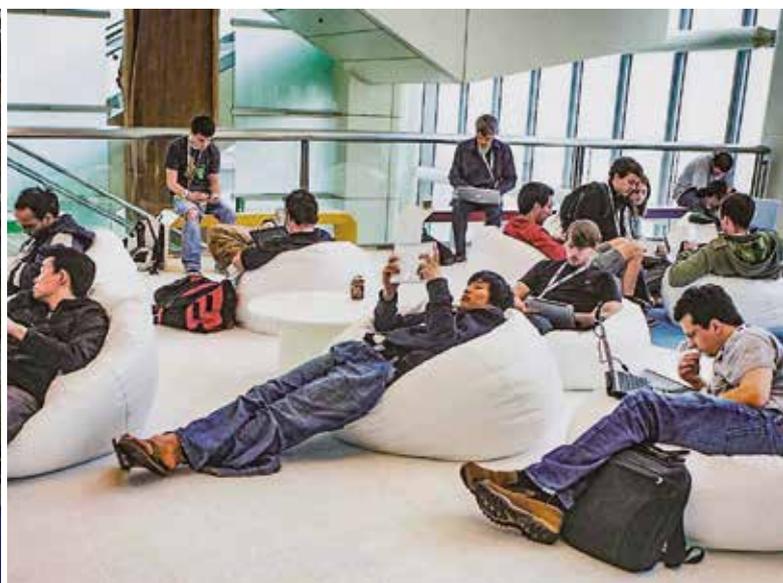
Industrie 4.0, da kriegt jeder deutsche Wirtschaftspolitiker incl. des Wirtschaftsministers leuchtende Augen ... Man muss nur immer 4.0 sagen, dann fangen sie an zu träumen. Aber dass man anfängt, bei der Digitalisierung zu träumen oder irgendetwas daran verheißungsvoll und fortschrittlich zu finden, liegt schlicht nur daran, dass die Apologeten der digitalen Welt nur mehr die einzige relevante gesellschaftliche Gruppe sind, die sagt: Wir bieten Zukunft. Das können die ja nur machen, weil es überhaupt keine andere Zukunftskommunikation gibt.

Professor Dr. Harald Welzer ist Soziologe und Sozialpsychologe, Mitbegründer und Direktor von »Futur Zwei. Stiftung Zukunftsfähigkeit« (www.futurzwei.org), Professor für Transformationsdesign und -vermittlung an der Universität Flensburg, ständiger Gastprofessor für Sozialpsychologie an der Universität Sankt Gallen sowie im Zukunftsrat des Landes Schleswig-Holstein. Zu seinen Veröffentlichungen zählen: »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis«, zus. mit S. Moller und K. Tschuggnall (2002), »Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden« (2005), »Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird« (2008), »Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben« (2011), »Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand« (2013) und »Die smarte Diktatur. Der Angriff auf unsere Freiheit« (2016). Die Bücher von Harald Welzer sind in 22 Sprachen übersetzt worden. Ein Ranking des Georg-Duttweiler-Instituts vom letzten Jahr zählt Welzer zu den 100 wichtigsten Vordenkern weltweit.



Die Rückkehr des Futuristen

ÜBER DAS LEBEN DES NEUEN MENSCHEN IM SILICON VALLEY



DIE TÜR DES Love Nest ging einen Spalt weit auf, und der Kopf von Dakota Kaiser schaute heraus. Es war elf Uhr morgens, und niemand war wach; wir hatten die morgendliche Ruhe der Kommunenbewohner in diesem ohnehin sehr ruhigen Viertel von Palo Alto gestört. Das Haus in der Harriet Street 1181 war ein brauner Holzbungalow aus den sechziger Jahren mit einem Holzschindeldach und einer sehr akkurat geschnittenen Hecke im Vorgarten, an der Tür hing ein Schild, auf dem auf Deutsch »Willkommen« stand. Vor dem Haus parkte ein alter weißer VW-Bus, dessen Stoßstange eine Kollision nicht gut überstanden hatte, an der Heckklappe klebte ein Janis-Joplin-Sticker.

Es hatte ein paar Minuten gedauert, bis Dakota aufmachte, barfuß, lange Haare, sehr gewinnendes Lächeln: Guten Morgen, gerade aufgestanden, herein. Im Wohnzimmer hatte man die Möbel durch bettengroße Riesenkissen ersetzt, am Kamin hing eine Fahne, die einen psychedelischen Baum darstellt. Eine sehr freundliche junge Frau tauchte hinter einer Gardine auf, sie war, wie sie erzählte, gerade ein halbes Jahr auf Bali gewesen. Sie zeigte auf ein Schild, das »Free Hugs« verspricht, und sagte: We are a hugger family.

HINTER DEN GARDINEN standen Hochbetten, aus denen sich jetzt, wie vom Tageslicht überraschte Vampire, ein paar verpudelte Gestalten herauschälten. Sie hatten außer T-Shirts nichts an und machten sich mit verquollenen Augen einen Kaffee. Ein schweigsames Mädchen mit durcheinandergeratenen schwarzen Haaren stand auf einem Bein vor dem Badezimmer und versuchte etwa zehn Minuten lang, nur ein Auge zu öffnen. Dann ging sie wieder ins Bett. Im Innenhof hinter dem Küchenfenster parkte eine schwarze BMW R25 aus den Fünfzigerjahren. Eine freundliche Frau mit bauchfreiem T-Shirt tauchte auf und wollte ihren Bus vorführen, sie hatte den VW-Bus mit Kissen und Decken zu einem fahrenden Schlafzimmer ausgebaut und fuhr jetzt von Community zu Community. Die Love-Nest-WG, erzählte sie, wollte aus der Harriet Street umziehen in ein größeres Haus, aber die Vermieter dort hätten gesagt, sie vermieteten nur an Familien. – Dabei sind wir eine Familie!

Hier, im ehemaligen Martini-Modernism-Einfamilienbungalow, dem man noch ansah, dass der Architekt ihn für eine amerikanische Kleinfamilie entworfen hatte, die an Weihnachten mit ordnungsgemäßen Seitenscheiteln Dean-Martin-Platten auflegt und später am Abend in Polyesterhemden und -kleidern Dirty Martinis trinkt – in diesem Haus wohnen jetzt zwölf Leute. Zu den Ritualen dieser Familie aus Freunden und Gleichgesinnten gehörte es, sich gegenseitig mit Körperfarben anzumalen. Alles sah so aus, als

oben Das neue, von Stararchitekt Frank Gehry entworfene Bürogebäude für Facebook in Menlo Park.

unten links »Mindfulness« im Silicon Valley.

daneben Arbeitskultur im Silicon Valley.

hätten die Bewohner des Love Nest vorher als Exponate in einem Hippie-Museum in San Francisco gearbeitet. Aber dieser Eindruck war ganz und gar falsch. Dakota ließ sich elegant auf den dicken Teppich im Wohnzimmer fallen und schwang sich in den Schneidersitz wie jemand, dessen natürliche Bestimmung es ist, über Teppiche zu schweben. In der Ecke, hinter einem Berg von grünen und roten Kissen, lagen Kerzen und Verteilersteckdosen herum. Ein paar der Bewohner, sagte Dakota, darunter auch er, seien Mitglieder der Tribal-Awakening-Bewegung (»celebrates the earth beneath our feet«). Auf seiner Facebook-Seite ist unter »Universität« vermerkt, er habe in Los Angeles »Awareness« an der »University of Self Mastery« studiert. Morgens machen sie hier zusammen Yoga. Manchmal haben sie in der gleichen Sitzposition einen Laptop auf dem Schoß, dann findet hier ein »Hackathon« statt – was nach einem lustigen anarchischen Hackertreffen klingt, aber mittlerweile ein eigener Wirtschaftszweig ist: Die Treffen, bei denen es darum geht, gemeinsam Hardware oder Prototypen für Softwareprodukte zu entwickeln, wurden immer mehr professionalisiert; aus einigen wurden eigene Start-ups wie das GroupMe, das für 85 Millionen Dollar von Skype gekauft wurde. Im Love Nest wird aber nicht an einer Hippiewelt und nicht an Text-Message-Systemen gearbeitet; das Haus ist trotz seines Flower Power-Namens eine sogenannte Tech-Kommune, von denen es immer mehr im Silicon Valley gibt. Was oft nicht mal an der Wiederentdeckung der kalifornischen Hippiekultur liegt, sondern an den Mietpreisen der Bay Area: Facebook-Mitarbeiter geben für eine Wohnung im Umkreis von fünf Meilen um die Facebook-Zentrale im Schnitt über 5800 Dollar aus, das kann sich aber nur gut ein Zehntel der Belegschaft leisten. Ein Drittel pendelt jeden Tag zwischen zwanzig und vierzig Meilen zur Arbeit – und zahlt dort immer noch durchschnittlich 3700 Dollar. In Downtown San Francisco, wo Twitter, Uber und Pinterest residieren, zahlt man über 5000 Dollar. Vor allem der Preisdruck hat die alte Idee der Kommune wiederaufleben lassen: Das Haus in der Harriet Street gehört zu einem Verbund von neuen Wohnkommunen; die bekannteste ist SF Embassy, eine Mischung aus klassischer Kommune, öffentlichem Salon und Gästehaus mitten in San Francisco, in der dreizehn Bewohner, wie es auf ihrer Website heißt, am »experimentellen, fließenden Umgang mit Raum, Ritualen des Teilens und der Schaffung neuer Daseinsformen« arbeiten. Teilen und Zusammenarbeit, Sharing und Collaborative sind die meistverwendeten Worte, wenn man mit einem von ihnen spricht. Außerdem sei SF Embassy eine »Sex positive community«, was bedeute, man »ermögliche und feiere sexuelle Verschiedenheit, unterschiedliche Begierden und Beziehungsstrukturen«, wobei die »Yes means Yes-Policy« (es muss ein eindeutiges »Ja« dazu ermutigen, etwas miteinander anzufangen, bei missverständlichem Schweigen ist es untersagt) »unnötige Verletzungen in diesem Prozess« vermeiden soll. Einer arbeitet bei Google in der Ethik-Abteilung, einer ist Finanzexperte, eine britische Neurowissen-

schaftlerin mit auberginefarbenen Haaren ist dabei und der CEO von Peerby.com, einer Ausleih-Nachbarschaftshilfe-Plattform im Internet.

IM LOVE NEST geht es noch um etwas anderes. Es wurde von »Crypto enthusiasts« gegründet, Hackern und Aktivisten wie Joel Dietz, die an die Zukunft von Bitcoin glauben, einer sogenannten Kryptowährung. Dietz hat in Europa klassische Poesie und antike Mythologie studiert, sich dann aber für das dezentrale digitale Direktzahlungssystem Bitcoin interessiert, weil es, wie er glaubt, die Möglichkeit mit sich bringt, die Macht der Federal Reserve und der Wall Street zu brechen (weswegen es nicht verwundert, dass in dem Haus in der Harriet Street Guy-Fawkes-Masken, das Symbol von Occupy und Anonymous, herumliegen). Wir hatten es hier also mit einer utopisch-linken Hightech-Kommune zu tun, die den internationalen Kapitalismus mit der Aushebelung der Geldemissions- und Distributionswege erledigen will. Bitcoin wird über einen Zusammenschluss von Rechnern mit einer sogenannten Peer-to-Peer-Anwendung abgewickelt, das Guthaben der Teilnehmer wird in digitalen Brieftaschen gespeichert, eine dezentrale Datenbank speichert alle Transaktionen, es gibt keine geografischen Beschränkungen, Bitcoin, sagen seine Befürworter, ist eine Währung für die ganze Welt. Außerdem sei Bitcoin ein Schutz gegen die bloß bankenfreundliche Inflation, die die Ausweitung der Geldmenge nach der Finanzkrise mit sich bringe. Kritiker monieren, da das Kryptogeld vom Staat nicht kontrolliert und sein Fluss nicht gesteuert werden könne, sei es ideal für Steuerhinterzieher und Geldwäscher, Konjunkturpolitik sei nicht mehr möglich. Im Love Nest sind sie überzeugt, dass es eine Strategie gegen die von Unternehmen ohnehin emittierten privaten Zahlungsmittel, gegen »Amazon Coins« und »Linden Dollars« und »Facebook Credits«, mit denen die Bewusstseinskonzerne ihre Kunden an sich binden wollen, geben müsse.

Wenn Uber und Airbnb großzügige Provisionen für die Transaktionen nehmen, die durch sie möglich werden, wollen die Hacker ein System entwickeln, wie man diese Abgaben umgeht. Die Hacker arbeiten andererseits auch für Facebook. Es ist ein bisschen so, wie wenn auf jeder Seite hundert Leute an einem Schachspiel sitzen, ein Overkill der Strategen: Der Streit, ob Facebook der Teufel oder ein gutes Werkzeug für eine bessere, von korrupten politischen Systemen und Großkonzernen unabhängige Kommunikation und Meinungsbildung sei, erinnert an die Diskussionen um das Für und Wider des Maoismus in den sechziger Jahren.

WEIL WIR WISSEN wollten, wie es dem neuen Menschen im Silicon Valley sonst so geht, fuhren wir ins Zentrum von Palo Alto. Es war windig und kühl, vom Pazifik zogen die Wolken in die Bay Area, und der neue Mensch klappte den Kragen hoch und ging in einen Laden bei der University Avenue, in dem man den Prototypen einer Drohne kaufen kann, die den gesamten Tag über einem fliegt und Fotos macht, oder den schwarz schimmernden Oura-Ring, der

nachts Informationen über Herzschlag, Atmung und Temperatur ans Mobiltelefon sendet; morgens kann man dann schauen, ob man lang und gut genug geschlafen hat, um am Tag optimale Leistung zu bringen. Wer nachts mit einem Blutdruckmessgerät schlafen muss, wurde in der alten Welt mit Sorge und Mitleid betrachtet, hier ist es das Schickste, was man tragen kann; man schmückt sich sozusagen mit seinen eigenen Daten. Wir fuhren an einem Yoga-Studio vorbei, in dem Menschen, während sie Yoga machten, ihre Atmung als Kurve auf ihr Display schicken ließen. Wir standen um 9.29 Uhr auf der Ramona Street, als die Mobiltelefone aller auf der Straße herumlaufenden Menschen plötzlich auf einen Schlag ein Geräusch machten, als ob sie explodieren würden, als sei die Apokalypse der totalen Konnektivität eingetreten; Hunderte von Mobiltelefonen heulten, ferngesteuert, wie Sirenen – ein »Amber Alert«: Auf dem Display erschien die Information, dass jemand in der Nähe in einem Honda Accord entführt werde.

WIR FUHREN VORBEI an der Villa eines Tech-Investors, vor der ein Tesla-Elektroauto an seinem Ladekabel hing, als sei es ein Pferd, das jemand vor dem Saloon angebunden hat. Wir fuhren bis ans Ende der Willow Road und fuhren zweimal am größten Großraumbüro der Welt vorbei, ohne es zu sehen – so unsichtbar ist das, was der eigentlich fürs Unübersehbare bekannte Frank Gehry da gebaut hat. Das erste, was man sieht, ist nicht der Neubau, sondern ein blauer Daumen am Eingang der alten Firmenzentrale, das Symbol, das für alle erkennbar ist als das wahre Symbol der neuen Macht: der Daumen, den Facebook-Benutzer von ihrem Like-Button kennen, mit dem man Dinge, Videos oder Personen als »Gefällt mir« markieren kann – oder eben nicht. Karrieren von Produkten oder Stars können mit diesem Daumensymbol gemacht oder beendet werden, je nachdem, wie viele Likes einer auf Facebook bekommt. Die Massenabstimmung über Like-Buttons hatte man sich 2007 bei Facebook ausgedacht; 2009 wurde der Daumen eingeführt, und bei 1,6 Milliarden Facebook-Benutzern weiß man heute auch noch im hintersten Winkel der Welt, dass das Symbol eine der teuersten Waffen des kognitiven Kapitalismus ist. Wenn man einer Studie der Universität Stanford glauben darf, die sechshunderttausend Facebook-Nutzerprofile ausgewertet hat, dann reicht die Analyse von siebzig Likes, um ein besseres Persönlichkeitsprofil zu erstellen, als es in einem Gespräch je möglich wäre – und die Auswertung von hundertfünfzig Likes verrate mehr, als die eigene Familie und Freunde über einen wissen. Von einer solchen Informationsflut wagte die Marktforschung noch zur Jahrtausendwende nicht einmal zu träumen; kein Wunder, dass Facebook mit einem Wert von 325 Milliarden Dollar das sechstste Unternehmen der Welt ist und 2016 laut Economist mehr als 50 Milliarden Dollar an Werbeeinnahmen erwartet.

In Menlo Park werden die neuen Goldstandards eines kognitiven Kapitalismus gesetzt, der nicht mehr mit Waren-, sondern mit Wissensproduktion Geld verdient – und deswegen ist es nicht verwunderlich, dass die alten Headquar-



ters nicht mehr groß genug sind. 2013 bekam Frank Gehry von Facebook-Gründer Mark Zuckerberg den Auftrag, die Steuerzentrale des von 1,6 Milliarden Usern besiedelten Kontinents Facebook zu bauen, den Regierungssitz der neuen Likeokratie. Das Ergebnis ist eine Überraschung.

KAUM EIN WICHTIGES Tech-Unternehmen, das sich nicht gerade ein architektonisches Denkmal setzt: Fünfundzwanzig Kilometer von Facebook entfernt entstehen die neuen Apple-Headquarters, auf halbem Weg wird der »Googleplex« errichtet. Für Apple baut Sir Norman Foster in Cupertino einen 5 Milliarden Dollar teuren Donut aus Glas für dreizehntausend Angestellte, allein der Innengarten wird einen Durchmesser von einem halben Kilometer haben. In Mountain View baut Bjarke Ingels mit Heatherwick Studio für Google den zweihundertviertausend Quadratmeter großen »Googleplex«, in dem die Arbeit unter gläsernen Zeltdächern stattfinden wird, wie sie Frei Otto für's Münchner Olympiastadion und Buckminster Fuller für die Zukunftsstädte der sechziger Jahre entworfen hatten: Während der Tech-Unternehmer Elon Musk auf den Mars will, schaut die Architektur des Silicon Valley ästhetisch noch bei der Mondlandung zu; offenbar sind die überzeugendsten Bilder für »Zukunft« immer noch die, die im Jahr 1969 erfunden wurden.

Der Facebook-Bau ist ganz anders. Noch nie hat man gesehen, dass ein Unternehmen so viel Wert darauf legt, kein ikonisches Gebäude zu bauen, sondern eines, dessen Fassade



oben Das »Steve Jobs Theater« im Hauptgebäude des Apple Park in Cupertino, Californien, das 2017 eröffnet werden soll.

darunter »Company Google Atmosphere Space« im Campus Sao Paulo.



oben Innenansicht des neuen »Googleplex«.
 darunter Luftbild des von Bjarke Ingels mit Heatherwick Studio geplanten
 Google Charleston East Campus von Süd-Osten aus.

hinter Stahltreppen und Gebüsch unsichtbar wird und das sogar aus der Luft wegen seines riesigen Dachgartens kaum von der Natur drum herum zu unterscheiden ist. Und es ist eine geradezu bizarre Pointe, dass dieses Hauptwerk einer neuen Ästhetik der Unsichtbarkeit von einem Architekten entworfen wurde, der den Ruf hat, die auffälligsten Baukulpturen der Gegenwart zu errichten: Frank Gehry. Bei dem mittlerweile siebenundachtzigjährigen Architekten machte man sich seit Jahren Sorgen, dass er die spektakulären Kurven seines Guggenheim-Museums von 1997 so lange durch den Mixer drehen würde, bis auch der letzte Kunstsammler seinen Bilbao-Effekt bekommt; alle seine Gebäude sahen zuletzt irgendwie gleich aus, nämlich wie mit dem Sushi-Messer in Stücke gehauene Stahlfische. Und jetzt baut Gehry plötzlich das genaue Gegenteil: ein Haus, das vollkommen verschwindet, das eher an eine umgenutzte Fabrikhalle erinnert. Gehrys Bau will offensichtlich keine Skulptur, kein Signet sein. Er ist radikal funktional. Fünf improvisiert aussehende Stahltreppen mit Furnierholzverkleidung führen von der Parkebene in eine vierhundertfünfzig Meter lange Halle, das größte Großraumbüro der Welt: einen vierzigtausend Quadratmeter großen Raum, in dem zweitausendachthundert Angestellte arbeiten. Die Tische sind zu Arbeitsinseln zusammengestellt, dazwischen gibt es zimmergroße Häuser und schmale Straßen. Das Innere der Halle ist wie eine Stadt angelegt, mit unterschiedlichen Vierteln und Graffiti-Kunst an den Holzhüttenwänden. Es gibt kleine Plätze, die mit Sofas möbliert und seltsame Zwitter aus Wohnzimmer

und Straßenecke sind – was ein ganz gutes Bild für die weitgehende Auflösung alter Kategorien des Privaten und des Öffentlichen, des Innen und Außen ist. Tatsächlich ist durch die Größe der Halle und die dicke Decke aus Erde, die viel Hitze absorbiert, die Luft in Gehrys Bau so gut wie draußen, und das Licht, das durch die Skylights fällt, wirkt wie das auf einer Lichtung. Es besteht ein großer ikonografischer Unterschied zwischen der Facebook-Zentrale und den Repräsentationsbauten anderer Tech-Konzerne, etwa Amazons neuer Glaskugel-Biosphäre im Stil der Zukunftsvisionen von Buckminster Fuller aus den Sechzigerjahren, die gerade in Seattle entsteht. Die neue Apple- und die neue Amazon-Zentrale gegen Facebook – das ist auch Designobjekt gegen Weak Form Space, die Welt der physischen Objekte gegen die virtuelle Netzwelt. Amazon verschickt Produkte, Apple stellt Produkte her – Facebook-Verbindungen und -Bewertungen. Eine von innen nach außen gebaute Anti-Skulptur ist vielleicht auch programmatisch für einen Konzern, der sein Geld eben nicht mehr mit dem Verkauf von Objekten macht. Gehrys Halle hat andere ikonografische Bezugspunkte: Sie sieht aus, als sei sie die größte aller Garagen, in denen dem Valley-Mythos zufolge alle großen Ideen entwickelt wurden – und zwischen den offenen Lüftungsrohren, den Stahlträgern, Sodem Kabel-Wirrwarr wirkt der Bau auch wie ein technischer Dschungel: Man fühlt sich, als wandere man im Inneren eines gigantischen Steuerteils herum. Gegen die nostalgischen Zukunftsbilder von Apple und Amazon stellt Gehry den Bautypus der großen Halle, wie sie auch für die anderen typischen Bauten des Internet-Zeitalters entstehen, für Giga-server-Farmen und Retail-Center – und camoufliert sie, als müsse man sie gegen Luftangriffe absichern, mit Erde, Gras und Bäumen. Tech-Euphoriker, die Facebook vor allem als ein Mittel sehen, sich (bald auch mit Drohnen, die das Internet in abgelegene Regionen der Welt bringen) über nationale Grenzziehungen und politische Einschüchterungsversuche hinwegzusetzen und zu solidarisieren, werden das Dach als symbolische Aufbruchlandschaft lesen: Die Angestellten wandern unter Bäumen, als wolle man die Ankunft der Pioniere des 19. Jahrhunderts in den Weiten der Westküste nachstellen. Man kann die Camouflage des Gebäudes, seine Ästhetik der Unsichtbarkeit aber auch als programmatische Setzung lesen. Man weiß, wenn man vom begrünten Dach in die Weite der Baylands schaut, nicht mehr, was Facebook ist und was Natur. Facebook wird selbst eine zweite Natur, die begrünten Headquarters kommen uns als freundliche Naturgewalt entgegen, als, wie Roland Barthes schrieb, »Verwandlung von Geschichte in Natur«: Das soziale Netzwerk wird natürlicher Teil unseres Ökosystems, die Macht und ihre Betriebssysteme verschwinden unter der Erde, sie tarnen sich als Natur, als alternativlos. So entsteht in der Facebookgooglewelt ein geschlossenes ökonomisches Ökosystem, das keine wirkliche Wahlfreiheit zulässt: Wenn das Handy schon automatisch ein Uber zum Flughafen vorbestellt, ist es fast unmöglich, ein billigeres Taxi oder den Zug zu nehmen. Und es ist noch die Frage, ob die Entscheidungen, die die künstliche Intelligenz dem Nutzer abnimmt, zu seinem Vorteil oder zu dem der vernetzten Großanbieter sind.

WIR FUHREN ZURÜCK nach Palo Alto. Es gibt zwei Sorten von Bussen, die durch East Palo Alto fahren: die weißen Reisebusse, in denen die Computer-Nerds zu Facebook fahren, und die alten VW-Busse der Neo-Hippies wie der, der vor dem Love Nest parkt, aber wie gesagt: Wenn man glaubt, die einen hätten mit den anderen nichts zu tun, irrt man sich. Es ist vielleicht eine europäische Vorstellung, dass man entweder Hippie sein und auf das Atmen der Natur hören und dem technischen Teufelszeug der Moderne kritisch bis feindselig gegenüber treten oder Techno-Nerd sein kann, der mit Freunden neue Apps und Programme entwickelt. In den Tech-Kommunen werden die neuen Technologien als Instrumente betrachtet, mit denen endlich die Utopien der sechziger Jahre – die ganze Welt kann miteinander kommunizieren, unabhängig von politischen und ökonomischen Filtern – realisiert werden können. Dass Love Nest die Bauform, die wie keine für die Vereinzelung und Aufspaltung der westlichen Nachkriegsgesellschaft in Kleinfamilieneinheiten stand, den Vorstadtbungalow für ihre Sharing-Collective-Zwecke besetzt und verwandelt, ist da nur folgerichtig. Die Frontlinie verläuft nicht zwischen den Technophorikern und Technophobikern, sondern an unterschiedlichen Zielen entlang: Auf der einen Seite wird das Spielen und Rumbhängen, die Sorge um den eigenen Körper, der Yoga-Wahnsinn der alten Hippies von einem Teil der Tech-Welt aufgesogen und verknüpft mit den Selbstüberwachungsgeräten, die einem auflisten, wann man nicht focused genug war – all das aber bloß mit dem Ziel, die eigene Leistungsfähigkeit und Kreativität bei der Arbeit zu erhöhen. Auf der anderen Seite gibt es aber eine Aktivistenszene, die, anders als ihre technikfeindlichen Vorfahren, Facebook und den neuen Menschen im Silicon Valley Media benutzen wollen, um die Massen zu politisieren und zu aktivieren; seine Privatsphäre könne man durch Netzwerke zur Anonymisierung von Verbindungsdaten wie den Tor Browser schützen, und wenn die Macht der Bewusstseinskonzerne darin bestehe, unser zukünftiges Ich vorauszuberechnen, dann müssten wir das eben besser tun und die Spekulationen über unser zukünftiges Ich aus einer möglichen Zukunft heraus aushebeln: Dies ist der politische Arm des Silicon Valley, der die Wissensproduktion in den Netzwerken nicht zur Steuerung und Vorausberechnung, sondern zur Ermächtigung und Selbstbestimmung der User einsetzen will.

Als wir die Harriet Street verließen, meldeten die Nachrichten, dass Bernie Sanders Wyoming gewonnen hatte. Das Titelbild des Economist zeigte Mark Zuckerberg als Kaiser Augustus, und natürlich zeigte sein Daumen steil nach oben.

Dr. Niklas Maak studierte Kunstgeschichte, Philosophie und Architektur in Hamburg und Paris und promovierte 1998 zur Entwurfstheorie bei Le Corbusier und Paul Valéry. Seit 2001 ist er Redakteur im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, wo er heute zusammen mit Julia Voss das Kunstressort leitet. Daneben unterrichtete er als Gastprofessor in Frankfurt am Main sowie an den Universitäten in Basel und Berlin. Zurzeit lehrt er Architekturtheorie in Harvard. Für seine Arbeit wurde er u. a. mit dem George F. Kennan Award und dem Henri-Nannen-Preis ausgezeichnet. Zu seinen Veröffentlichungen zählen »Fahrtenbuch. Roman eines Autos« (2011), »Wohnkomplex. Warum wir andere Häuser brauchen« (2014) und »Atlas der seltsamen Häuser und ihrer Bewohner« (2016).



Der erhellende Blitz der Katastrophe

DIE WELT OHNE MENSCHEN

Text: **Eva Horn**

EIN MANN RAST im Sportwagen durch Manhattan, vom Washington Square aus die Fifth Avenue herauf in Richtung Midtown. Es ist taghell, aber die Straßen sind menschenleer, auf den Plätzen wächst mannshohes Gras. Es herrscht vollkommene Stille. – Der Vorspann des Films »I am Legend« (2007) ist ein Bild wie aus einem Traum: eine Welt ohne Menschen. Pflanzen, die die ewig verkehrsverstopften Straßen überwuchern, Tiere, die sich in dieser Wildnis wieder eingerichtet haben. Der letzte Mensch, der in dieser leeren Stadt lebt, hat plötzlich Ruhe und Platz, er ist entlastet von den Zumutungen sozialen Dauerkontakts. Ein Traum und ein Alptraum zugleich: Eine Virusepidemie hat New York komplett entvölkert, bis auf den letzten Menschen, Dr. Neville (Will Smith). Er ist zugleich Zeuge und Opfer eines Endes der menschlichen Spezies.

Das Bild einer Erde ohne Menschen hat in jüngster Zeit eine seltsame Konjunktur, nicht nur in der Fiktion. Der Sachbuchautor Alan Weisman beispielsweise entwirft eine zukünftige Verfallsgeschichte unserer Städte und Architekturen unter der Voraussetzung, dass plötzlich alle Menschen vom Erdball verschwunden sind. Sein Bestseller »The World Without Us« (2007) erzählt Geschichten der Vergänglichkeit von Häusern, Brücken und prominenten architektonischen Wahrzeichen. Weisman imaginiert eine Welt, die vom Druck der Menschheit endlich wieder »entlastet« wäre. Ist der Mensch erst weg, verwischen irgendwann seine Spuren, die Welt gerät wieder in eine natürliche Balance, wird blühen und grünen:

ein Narrativ von Krankheit und Heilung, Druck und Entlastung – bizarrerweise erzählt von dem Wesen, das selbst die Krankheit war. Ähnlich imaginiert der österreichische Autor Thomas Glavinic in »Die Arbeit der Nacht« (2006) ein Wien, das plötzlich ohne Wiener ist: kein Mensch, kein Haustier, nur der plötzlich vereinsamte Protagonist Jonas, der sich ratlos und zunehmend deprimiert auf die Suche nach seinen verschwundenen Nachbarn und Freunden macht. Der Traum von der eigenen Auslöschung, dem Verschwinden der gesamten Menschheit scheint wie eine Signatur der Gegenwart, ein Traum, an dem wir eine rätselhafte Befriedigung finden.

DIESE FIKTION VON der Erde ohne Menschen ist symptomatisch für eine Phantasie, die vom Mainstream-Kino bis zum naturwissenschaftlichen Sachbuch, vom philosophischen Essay bis zum Roman reicht. Zweifellos hat sie mit dem Zerbrechen einer modernen Zeitordnung zu tun, in der Zukunft noch ein Raum der Hoffnung, Planung und Gestaltung war, ein Ort der Utopien. Mit dem Fortfall einer Idee von göttlicher Vorsehung musste der Mensch die Gestaltung seiner Zukunft in die Hand nehmen und entwickelte Techniken der Vorsorge, Absicherung und Planung zusammen mit der Vorstellung, dass es in Zukunft »immer besser« werden würde: Wachstum und Fortschritt sollten es möglich machen. Aktuelle Entwürfe des Zukünftigen sind von diesem hoffnungsfrohen Ton einer vergangenen Zukunft jedoch denkbar weit entfernt. Ihr Modus heute ist das Futur II, ihr Gegenstand Zukunft als Katastrophe. Der apokalyptische Ton, den Derrida den 80er-

Jahren bescheinigte, kehrt heute in den unterschiedlichsten Spielarten und Diskursformen wieder: im Kino (von Roland Emmerich bis Lars von Trier), in der Literatur (von Cormac McCarthy und Michel Houellebecq bis Kathrin Röggla und Thomas Glavinic), im populären Sachbuch, in Computerspielen, in der soziologischen und philosophischen Zeitdiagnose (von Ulrich Beck bis Harald Welzer, Peter Sloterdijk und Bruno Latour), in den Naturwissenschaften (von der Geologie bis zur Klimawissenschaft) und neuerdings sogar in der notorisch fortschritts- und wachstumseuphorischen Ökonomie. Imaginierte oder prognostizierte Untergangsszenarien bebildern ein Zukunftsgefühl, das ein in den letzten Jahren immer wieder verwendeter Titel schön auf den Punkt bringt: »Das Ende der Welt, wie wir sie kannten.« Die Gegenwart fühlt sich auf ein Ende zustolpern, auf eine Zukunft, die ein Strategiepapier der Rückversicherung Swiss Re tief sinnig auf den Punkt bringt: »Zukunft ist keine Frage der zeitlichen Ferne. Zukunft ist das, was sich gravierend vom Gegenwärtigen unterscheiden wird.« Gefasst ist darin Zukunft als radikaler Bruch mit dem Jetzt, etwas, das wir von der Gegenwart aus weder antizipieren noch verhindern können: der Großunfall, der sich morgen ereignet, ebenso wie der Weltuntergang in Millionen von Jahren.

Umschlagspunkte

Die Bezeichnung für einen solchen unabsehbaren und radikalen Umschlag ist sehr alt und stammt unmittelbar aus der Literatur: *katastrophè*, wörtlich eine »plötzliche Wendung nach unten«. In der Dichtungstheorie ist die Katastrophe der Moment des Umschwungs hin zum bösen, tragischen Ende. Es lohnt sich, dessen Geschichte und historische Szenarien näher zu betrachten, statt unterschiedslos vom »Apokalyptischen« zu sprechen. Es ist nämlich erst die Romantik, die einen Katastrophenbegriff erfindet, in dem Gott keine Rolle mehr spielt. Plötzlich sind die Menschen mit ihrem Desaster allein, und das Ergebnis dieses säkularen Blicks ist bitter: Die Katastrophe wird zum ultimativen Test für eine Menschheit, die sich in ihr nicht als edel, hilfreich und gut zeigt, sondern als jämmerlich, egoistisch und grausam. Im 20. Jahrhundert wird »Katastrophe« dann zum Schlagwort der Zeitdiagnose: Irgendetwas ist immer im Begriff, sich zu einer Katastrophe auszuwachsen: »Etwas nimmt seinen Lauf«, heißt es in Becketts »Endspiel«. Am prägnantesten hat Walter Benjamin dieses Zeitgefühl auf den Punkt gebracht: »Der Begriff des Fortschritts ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Dass es ›so weiter‹ geht, ist die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende sondern das jeweils Gegebene. ... Die Rettung hält sich an den kleinen Sprung in der kontinuierlichen Katastrophe.«

DAS GEGENWÄRTIGE BEWUSSTSEIN einer nahen und doch gänzlich unabsehbaren Katastrophe sucht exakt diese zwei entgegengesetzten Vorstellungen miteinander zu verbinden: auf der einen Seite die aus der Dichtungstheorie stammende Bedeutung eines plötzlichen Bruchs, die auch das Zukunftskonzept der Rückversicherung noch prägt; auf der anderen

Seite jenes von Benjamin auf den Punkt gebrachte Gefühl, dass die eigentliche Katastrophe die Fortführung des Jetzt sei. Zukunft als Katastrophe ist die exakte Verbindung von Kontinuität und Bruch, die Vorstellung, dass gerade die Fortführung des Gegenwärtigen auf einen Umschlag, eine katastrophische Wendung zuläuft. Die heute geläufigste Metapher, die der alten Bildlichkeit von der plötzlichen »Wendung nach unten« zu neuer Aktualität verhilft, ist der tipping point, der Kipp-Punkt. Er bezeichnet jenen Punkt, in dem ein vormals stabiler Zustand plötzlich instabil wird und in etwas qualitativ anderes umschlägt. Im tipping point sozialer Prozesse tritt etwas gänzlich Neues hervor, einfach dadurch, dass z. B. ein paar wenige, gut vernetzte Menschen beginnen, ein Virus, eine Marke oder auch ein bestimmtes soziales Verhalten zu verbreiten.

ALLERDINGS KENNEN NICHT nur soziale Dynamiken solche Umschlagspunkte, sondern auch andere komplexe Systeme wie etwa Finanzmärkte, das Klima oder Ökosysteme (man denke an das berühmte »Kippen« von Seen). Hier wird der tipping point bedrohlich: die Möglichkeit, dass durch die reine Akkumulation von kleinen Schritten und alltäglichen Verhaltensweisen eine Situation kippt, aus der Balance gerät. Fast überall lassen sich solche tipping points identifizieren: im Klimasystem, in den Ökosystemen der Meere, im Sozialstaat, in den Finanzmärkten, im Verkehrswesen, in den nicht erneuerbaren Energieressourcen und im Konsumverhalten. Sie addieren sich, wie Harald Welzer und Claus Leggewie 2009 in »Das Ende der Welt, wie wir sie kannten« schreiben, zu einer »Metakrise«: »Die Grenzen des Wachstums zeigen sich in nie dagewesener Deutlichkeit. Nicht nur der Klimawandel kann aus dem Ruder laufen und Gesellschaften scheitern lassen. Die Kipp-Punkte stellen eine Gefahr dar, die bis dato der Fantasiewelt von Katastrophenfilmen vorbehalten war.«

Das Problem ist, dass solche systemischen Umschlagspunkte schwer abzusehen sind. Denn gerade selbstregulierende Systeme wie Ökosysteme, das Klima, Märkte oder Gesellschaften können sich lange trotz aller krisenhaften Tendenzen immer wieder selbst in eine Balance bringen – bis sie jenen gefährlichen Punkt des plötzlichen Umschlags erreicht haben. Der Begriff des tipping point meint genau das: dass Regulierung irgendwann nicht mehr stattfinden kann, dass ein System irgendwann »gesättigt« ist (wie es in der Chemie heißt) oder dass (mit einem Ausdruck aus der Physik) eine »kritische Masse« erreicht wird. Tipping points werden also nicht durch Entscheidungen hervorgerufen, sondern sind Phänomene der spontanen Emergenz: Aus einer kaum bemerkbaren Tendenz, aus winzigen Schritten entwickelt sich eine einschneidende Änderung der Verhältnisse. Diese Änderung lässt sich nicht ableiten oder vorhersehen, gerade weil sie sich nur einem winzigen quantitativen Zuwachs oder einem scheinbar zu vernachlässigenden Nebeneffekt verdankt. Sie sind deshalb ungeheuer schwer vorherzusehen, verschleiert vom Anschein einer Stabilität, die suggeriert, dass es immer so weitergehen wird.

Katastrophe ohne Ereignis

Genau darin besteht das gegenwärtige Bewusstsein einer Zukunft als Katastrophe: das Gefühl, sich an einem solchen tipping point zu befinden, wo die bloße Fortsetzung des Alltäglichen sich langsam zu einem katastrophischen Bruch aufaddieren könnte. Nicht zufällig sind die Katastrophenszenarien, die heute am intensivsten diskutiert werden, Zusammenbrüche hyperkomplexer Systeme wie Ökosysteme, Finanzmärkte, Ozeane und allen voran das globale Klima. Hatten wir im Kalten Krieg noch die greifbare Schreckvision einer nuklearen Katastrophe durch den berühmten »Knopfdruck«, so leben wir heute mit dem Gefühl einer Katastrophe ohne Ereignis. Das Spezifische gegenwärtiger Katastrophenerwartungen ist darum nicht nur ihre Unerwartbarkeit, sondern auch das Diffuse ihrer Szenarien: »Tsunami, Wassermangel, Lawine, Großfeuer, Stromausfall, Seuche, Zusammenbruch des Staates, Zusammenbruch des GPS Systems«, wie National Geographic mit schöner Beliebigkeit listet – hinzuzufügen wären Überbevölkerung, Meteoriteneinschlag, nuklearer Winter, technische Großunfälle, Nahrungsknappheit, irreparabler Ausfall elektronischer Systeme, Umweltvergiftung, globale Erwärmung etc. Im Kern der gegenwärtigen Katastrophenerwartung steckt

so eine »Katastrophe ohne Ereignis« – oder genauer: eine Katastrophe mit vielfältigen, unabsehbaren, dispersen und widersprüchlichen Disaster-Ereignissen wie den Folgen des Klimawandels, die diejenigen am schlimmsten treffen werden, die ihn nicht verursacht haben. Genau darum sind die aktuellen Katastrophenszenarien so unterschiedlich und sogar teilweise umstritten. Sie sind unheimlich und unabsehbar – von den rätselhaften »Verkettungen unglücklicher Ereignisse« in der Großtechnik, die man immer erst hinterher absehen konnte, bis hin zu den Langzeitfolgen und Nebeneffekten von fast allem, was wir gegenwärtig nutzen und konsumieren. Besonders anschaulich für die Katastrophe ohne Ereignis ist die vielbeschworene »Klimakatastrophe«. Selbst ein höchst diffuses, kaum wahrnehmbares Geschehen, dessen konkrete Folgen noch sehr schwer antizipierbar sind, ist Klimawandel selbst zunächst einmal ein Name, der dazu dient, der diffusen Katastrophenerwartung eine wissenschaftliche Disziplin zuzuordnen. Denn natürlich ist die menschengemachte Veränderung des Klimas durchaus nicht das einzige Problem, sondern eher eine Kurzformel für eine Metakrise von ungezügelter Ressourcenverbrauch, klassischen und neuen Umweltproblemen, absehbaren Energie-, Wasser- und Ernährungskrisen und Bevölkerungswachstum.

»Darkness« (1816)

I had a dream, which was not all a dream.
The bright sun was extinguish'd, and the stars
Did wander darkling in the eternal space,
Rayless, and pathless, and the icy earth
Swung blind and blackening in the moonless air;
Morn came and went -- and came, and brought no day,
And men forgot their passions in the dread
Of this their desolation; and all hearts
Were chill'd into a selfish prayer for light:
And they did live by watchfires -- and the thrones,
The palaces of crowned kings -- the huts,
The habitations of all things which dwell,
Were burnt for beacons; cities were consum'd,
And men were gather'd round their blazing homes
To look once more into each other's face;
Happy were those who dwelt within the eye
Of the volcanos, and their mountain-torch:
A fearful hope was all the world contain'd;
Forests were set on fire -- but hour by hour
They fell and faded -- and the crackling trunks
Extinguish'd with a crash -- and all was black.
The brows of men by the despairing light
Wore an unearthly aspect, as by fits
The flashes fell upon them; some lay down
And hid their eyes and wept; and some did rest
Their chins upon their clenched hands, and smil'd;
And others hurried to and fro, and fed
Their funeral piles with fuel, and look'd up
With mad disquietude on the dull sky,
The pall of a past world; and then again
With curses cast them down upon the dust,
And gnash'd their teeth and howl'd: the wild birds shriek'd
And, terrified, did flutter on the ground,
And flap their useless wings; the wildest brutes
Came tame and tremulous; and vipers crawl'd
And twin'd themselves among the multitude,
Hissing, but stingless -- they were slain for food.
And War, which for a moment was no more,
Did glut himself again: a meal was bought
With blood, and each sate sullenly apart
Gorging himself in gloom: no love was left;
All earth was but one thought -- and that was death

Immediate and inglorious; and the pang
Of famine fed upon all entrails -- men
Died, and their bones were tombless as their flesh;
The meagre by the meagre were devour'd,
Even dogs assail'd their masters, all save one,
And he was faithful to a corse, and kept
The birds and beasts and famish'd men at bay,
Till hunger clung them, or the dropping dead
Lur'd their lank jaws; himself sought out no food,
But with a piteous and perpetual moan,
And a quick desolate cry, licking the hand
Which answer'd not with a caress -- he died.
The crowd was famish'd by degrees; but two
Of an enormous city did survive,
And they were enemies: they met beside
The dying embers of an altar-place
Where had been heap'd a mass of holy things
For an unholy usage; they rak'd up,
And shivering scrap'd with their cold skeleton hands
The feeble ashes, and their feeble breath
Blew for a little life, and made a flame
Which was a mockery; then they lifted up
Their eyes as it grew lighter, and beheld
Each other's aspects -- saw, and shriek'd, and died --
Even of their mutual hideousness they died,
Unknowing who he was upon whose brow
Famine had written Fiend. The world was void,
The populous and the powerful was a lump,
Seasonless, herbless, treeless, manless, lifeless --
A lump of death -- a chaos of hard clay.
The rivers, lakes and ocean all stood still,
And nothing stirr'd within their silent depths;
Ships sailorless lay rotting on the sea,
And their masts fell down piecemeal: as they dropp'd
They slept on the abyss without a surge --
The waves were dead; the tides were in their grave,
The moon, their mistress, had expir'd before;
The winds were wither'd in the stagnant air,
And the clouds perish'd; Darkness had no need
Of aid from them -- She was the Universe.

George Gordon Lord Byron



Die Katastrophe ohne Ereignis besteht unheimlicherweise weniger in einem »großen Knall« als in der Kontinuität, im schieren Weitermachen des Gewohnten. Sie schleicht

herein, wie die Anreicherung der Atmosphäre mit Treibhausgasen, das Artensterben oder die Versauerung der Meere. Sie hat damit keinen präzisen Moment oder Ort, nicht einmal ein einzelnes Szenario – sondern nur viele, große und kleine, deutliche und undeutliche, wahrscheinliche und unwahrscheinliche Zeitpunkte, Lokalitäten und Verlaufsformen. Die Metakrise, die wir aktuell gewärtigen, hat auch keine klar benennbaren Verantwortlichen wie etwa der Atomschlag, der die Angstszenerien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominiert hat. Hier gab es den berühmten »Knopfdruck«, hier gab es Entscheidungsträger – und so gab es auch die Möglichkeit, politischen Druck auszuüben, zu verhandeln, zu protestieren. Katastrophen ohne Ereignis haben all das nicht: einen Zeitpunkt, einen Ort, einen Akteur, ein Szenario. Genau darum, so scheint es, stürzen wir uns auf Fiktionen, die dieser Unheimlichkeit greifbare Bilder, konkrete Figuren und erzählbare Geschichten geben können.

Der letzte Mensch

Eine sehr alte Figur, künftige Katastrophen zu denken, ist das Schema der Apokalypse. Was dieses in der europäischen Geistesgeschichte ungeheuer wirkmächtige Narrativ ausmacht, sind einige zentrale Elemente, die in allen apokalyptischen Geschichten immer wiederkehren: Erstens wird die Katastrophe als Zerstörung einer Welt gedacht, die diese Zerstörung verdient hat. Es werden – wie schon in den ersten Absätzen der Johannesapokalypse deutlich wird – einige wenige »Erwählte« gerettet, alle anderen werden nach und nach vernichtet und verdammt. Die Katastrophe ist insofern eine Gerichtsszene, ein Urteil über die Welt. Sie wird – zweitens – gefällt von einer göttlichen Instanz, die einerseits ungeheuer mächtig ist – mächtig genug, die Welt zu vernichten –; andererseits aber ist sie auch absolut gerecht. Die Zerstörung erfüllt eine göttliche Gerechtigkeit und ist so zwar grauenvoll, aber in letzter Konsequenz gerechtfertigt. Genau darum heißt Apokalypse »Enthüllung« – in ihr zeigt sich eine Wahrheit über die Welt, die nur in der Katastrophe vor Augen treten kann. Drittens folgt der Zerstörung am Ende eine neue, bessere, gleichsam gereinigte Welt. Das »Neue Jerusalem« aus Edelsteinen, das am Ende der Johannesapokalypse entsteht, ist eine solche perfekte, ewig bestehende Welt; utopische Entwürfe perfekter sozialer Systeme ihre säkularen Varianten.

DIESES KLASSISCH-APOKALYPTISCHE Schema nun wird Ende des 18. Jahrhunderts durch Entwürfe in Frage gestellt, die zunehmend sowohl die Idee eines Weltgerichts als auch die eines Neuen Jerusalems hinter sich lassen. Jean Paul etwa ima-

giniert in seinem berühmten Text »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei« (1797) in seltener Drastik zum ersten Mal einen Jüngsten Tag, an dem das Weltgericht einfach ausfällt. Kaum zwanzig Jahre später, im Jahr 1816 – dem berühmten »Jahr ohne Sommer« – schreibt Lord Byron, inspiriert von katastrophisch schlechtem Wetter in Europa, das Gedicht »Darkness«. Er träumt darin ein Weltende, das sich dem Verlöschen der Sonne verdankt.

George Gordon Lord Byron

Zum ersten Mal wird hier ein radikal diesseitiges Ende der Menschheit detailreich ausgemalt: Die Sonne verlischt, die Menschen verfallen in Panik, Selbstsucht und Ratlosigkeit. In ihrer Angst verbrauchen sie alles Brennbare, zerstören die Instanzen staatlicher Macht und fallen am Ende übereinander her. Ein Krieg aller gegen alle bricht aus, aus purem Hunger. Am Ende fressen die Verzweifelten einander auf: »The meagre by the meagre were devour'd«. Statt sich zu helfen zu wissen, zerfleischt sich die Menschheit in Jammer und Selbstsucht: »No love was left«. Was Byrons Katastrophenvision von der klassischen Apokalypse radikal scheidet, ist der Abschied von einer göttlichen Gerechtigkeit, die sich in der Zerstörung durchsetzt. Es gibt kein jüngstes Gericht, es gibt keine Rettung – weder für die Gerechten noch die Ungerechten. Auch die Vorstellung einer neuen, gereinigten Welt fällt bei Byron aus. Am Ende ist bei ihm die Erde nichts als »a chaos of hard clay«, ein toter Klumpen in einem erloschenen All.

WAS BEI BYRON eine seiner frühesten und radikalsten Formulierungen findet, ist ein genuin modernes Denken der Katastrophe: einer Zerstörung ohne Erneuerung. Der Mensch ist, wie die Tiere, nichts als ein Lebewesen, das dem Tod preisgegeben ist. Byron erfindet dabei einen ebenfalls radikal modernen Helden, der uns durch die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts bis hin zu den postatomaren Landschaften aus Filmen und Romanen des Kalten Kriegs begleiten wird: den Letzten Menschen. Noch Dr. Neville in leeren New York ist ein Erbe dieses romantischen Helden. Der Letzte Mensch ist zugleich Opfer und Zeuge einer Katastrophe ohne Rettung. Was er sieht, ist eine Enthüllung ganz anderer Art: Im fahlen Licht des Desasters erblickt der Letzte Mensch eine Substanz des Menschen, seinen »Wert«. Bei Byron fällt dieser Blick denkbar bitter aus: Wenn die Menschheit in eine wirklich tiefe Krise gerät, zeigt sich, dass der Mensch – anders als die notorisch optimistische Aufklärung es wollte – nicht mitleidig und nicht rational ist. Er ist nichts als ein Lebewesen, das mit allen Mitteln, aber vergeblich, ums Überleben kämpft. So erfindet die Romantik mit dem Letzten Menschen eine Figur, die im Rückblick auf das Ende der Menschheit eine bittere Wahrheit über den Menschen erkennt.

Einspruch gegen den Fortschritt

Erst mit diesem historischen Schritt weg vom heilsgeschichtlichen Schema der Apokalypse als Weltgericht ist die künftige Katastrophe nicht mehr und nicht weniger als ein Zusam-

menbruch alles Bestehenden. Eine »kupierte Apokalypse«, wie es die Forschung (Günter Anders) genannt hat. Von nun an ist die imaginierte Katastrophe ein düsterer Spiegel der anthropologischen Selbsterkenntnis: ein Härtestest der Spezies, der diese selten gut aussehen lässt. Der Mensch beschaut sich und seine Welt im erhellenden Blitz des Desasters, er beleuchtet seine Enden und Grenzen. Aber die Moderne wäre nicht die Moderne, wenn sie nicht zugleich in jeder vorgestellten Katastrophe den Aufruf sähe, diese durch vorsorgendes Handeln zu verhindern. Mit dem Ende der Idee einer göttlichen Vorsehung oder eines immer schon verhängten »Schicksals« trägt der Mensch nun allein die Verantwortung für eine offene und gestaltbare Zukunft. Er befindet sich so, wie Heidegger bemerkt hat, im permanenten, dringlichen Zustand der »Sorge«: Es gilt, künftige Übel zu erkennen und zu verhindern, Vor-Sorge zu tragen, Für-Sorge für eine Zukunft zu zeigen, die offen und unabsehbar geworden ist.

DABEI HAT DIE Vorstellung einer Zukunft als Katastrophe, die der Motor dieser modernen »Sorge« ist, nicht einfach ein »Zeitregime der Moderne« abgelöst, das in der aktiven, fortschritts- und hoffnungsfrohen Planung und Zukunftsgestaltung bestand. Denn die Imaginationsgeschichte der zukünftigen Katastrophen verläuft exakt parallel zur Erfindung einer offenen und gestaltbaren Zukunft. Die vielen Desaster, die sich die Moderne seit der Romantik in Literatur, Kunst, aber auch im politischen Imaginären er-träumt und er-fürchtet, sind ein fortlaufender, pessimistischer Einspruch gegen eine Moderne des Zukunftsoptimismus und des Fortschrittsgläubens. Die »Sorge« und die Bilder einer Zukunft als Katastrophe sind die dunklen Begleiter und Gegenspieler dieses Optimismus seit Ende des 18. Jahrhunderts.



Eine Imaginationsgeschichte dieses pessimistischen Einspruchs kann ich hier nur knappstens summieren. Byrons frühe Vision aus »Darkness« etwa will nichts anderes, als

den anthropologischen Optimismus der Aufklärung als naiv zu entlarven und seine Geschichtsteologie in eine Sackgasse laufen zu lassen. – Die Degenerationsszenarien, die die großen Romane der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entwerfen, sind pessimistische Antworten auf die Darwinsche Evolutionstheorie. Und auch die klimatischen Abkühlungs- und Verdunklungsszenarien des 19. Jahrhunderts konterkarieren sehr präzise den zeitgenössischen technischen Fortschritt auf der Basis von Wärme- und Drucktechnologien wie der Dampfmaschine. Gegen die Fortschritts- und Evolutionsgläubigkeit der Industrialisierung entwerfen Autoren und andere intellektuelle Spielverderber ein Bild menschlicher Devolution. Im Kalten Krieg schließlich enthüllen die Filme und Romane der atomaren Apokalypse das, was die militärische Doktrin der notwendigen Abschreckung nicht eingestehen kann: ein heimliches Begehren nach der Selbstver-

nichtung. Nicht zuletzt das aktuelle Zerstörungsbild eines »letzten Klimas« – sei es als globaler Winter oder eskalierende Erwärmung des Planeten – kommentiert die Instabilität einer Welt, die glaubt, die Natur des Menschen unabhängig von der Natur der Dinge denken zu können. Selbst die Desaster der Technik erweisen sich bei näherer Betrachtung als exakte Inversionen technischer Sicherheit, wenn sie die komplexen Kopplungen technischer Systeme als potenzielle »Verkettungen unglücklicher Umstände« umdeuten. – Imaginierte Katastrophen sind so nicht nur die jeweils spezifischen Alpträume einer historischen Epoche, sie funktionieren auch wie die Zerrbilder dessen, was die Träume und Hoffnungen dieser Epochen sind: Fortschritt, Evolution, Wachstum, politische Stabilität, technische Sicherheit.

Ebenso präzise wie dramatisch zugespitzt kehrt also das katastrophische Imaginäre jeweils die Zukunftsgestaltung einer Epoche um in ihr exaktes Gegenteil. Die aktive und produktive Gestaltung des Kommenden, die zur Signatur der Moderne erklärt worden ist, ist also nicht erst heute, sondern von ihren Anfängen an begleitet von einer insistierenden, nicht selten schrillen Gegenrede, die in der Zukunft nicht die »schöne neue Welt«, sondern die kommende Katastrophe erblickt. So erweist sich der Letzte Mensch nicht nur als Doppelfigur eines Opfers und Betrachters des Desasters, sondern als eine Figur, die in der Gegenwart gerade gegen das ewige »Vorwärts!« Einspruch erhebt – ein Spielverderber in der Morgenröte endlosen Fortschritts. Anders jedoch als der andere ewige Spielverderber, der Kulturkritiker, verweist der Letzte Mensch nicht auf eine alternative und bessere Form menschlicher Lebensgestaltung, sondern auf die blinden Flecken, das Nicht-Gewusste und Nicht-Bedachte eines Verhältnisses zur Zukunft, das diese als unendlichen, offenen Raum der Planung, Gestaltung, der Steigerung und des Wachstums betrachtet. Der Letzte Mensch sieht genau das, was die Gegenwart fatalerweise nicht bemerkt.

DAS SPEZIFISCHE DER heutigen Situation ist also nicht so sehr der plötzliche Verlust einer mit Hoffnung und Fortschritt schwangeren Zukunft. Es ist vielmehr die Einsicht, dass genau in diesem Fortschritts- und Wachstums-Programm die Katastrophe verborgen liegen könnte. Die Gegenwart fühlt sich auf ein Desaster zutreiben, das sich als ein Umschlagspunkt vielfältiger, scheinbar harmloser, kaum wahrnehmbarer Tendenzen und Handlungsformen erweisen könnte. Sie erwartet das Kippen einer Situation, die dem Anschein nach immer »so weiter« gehen könnte. Eine Situation jedoch, in der die Zukunft nicht mehr so sehr gestaltet als vielmehr zunehmend für die Gegenwart verbraucht wird. Das Unheimliche daran ist, dass niemand weiß, wann ein solcher Umschlagspunkt erreicht ist. Wie lange ein System belastbar gewesen sein wird, wo seine Bruchstellen lagen – das zeigt sich erst im Kollaps. Ex post wird man gewusst haben, dass eine Grenze erreicht wurde, die man nicht zur Kenntnis genommen hat. Denn die Metakrise der Gegenwart ist ein Phänomen der Latenz: ein lauerndes, verstecktes und unerkennbares Geschehen, das sich möglicherweise nicht großen

Ereignissen oder spektakulären Entscheidungen verdankt, sondern winzigen alltäglichen Handlungen und Unterlassungen, unwesentlichen Innovationen, vernachlässigten Nebeneffekten und einfach dem schieren quantitativen Anwachsen bestimmter Praktiken und Technologien (wie Autofahren oder Wälder roden).

GENAU IN DIESER Latenz liegt der Grund dafür, dass wir uns gegenwärtig so gern mit Katastrophen, aber auch den Möglichkeiten der Vorbereitung und Resilienz gegen kommende Desaster beschäftigen. Es scheint, als gäbe es geradezu ein Bedürfnis nach immer neuen apokalyptischen und postapokalyptischen Szenarien in Wissenschaft, Literatur, Film und Kunst. Fiktionen geben dieser latenten, unfassbaren Bedrohung durch künftige Katastrophen greifbare Formen, Bilder und Narrative – Szenarien also, die eine mögliche Zukunft analysierbar, konkret, antizipierbar und gegebenenfalls auch politisch operativ machen.

Alarmismus oder Interpassivität

Das seltsame Vergnügen an katastrophischen Gegenständen geht einher mit einer bemerkenswerten Ratlosigkeit über die Möglichkeiten des Handelns. Das Starren auf die Katastrophe scheint weniger zu aktivieren als von der schwierigen individuellen und kollektiven Aufgabe zu entlasten, angesichts dieser Katastrophe zu handeln. Dabei wären der Handlungsmöglichkeiten viele: von der kollektiven Revolte gegen eine Politik des ungebremsten Ressourcenverbrauchs über das individuell tugendhafte Fahrradfahren und Wassersparen bis hin zum ganz privaten Bau eines überschwemmungssicheren, mit Lebensmitteln gefüllten Schutzraums. Angesichts der Katastrophe ohne Ereignis ist es schwer, überhaupt zu bestimmen, was ein sinnvolles »Sorgen« für die Zukunft sein könnte. Prävention klassischen Stils braucht eine greifbare Bedrohung und ein Subjekt des vorsorgenden Handelns. Aber es gibt kein klar bestimmbares Subjekt eines solchen Handelns, außer Abstrakta wie »die Industrienationen«, »der Kapitalismus«, »der Mensch als Spezies« oder gar »der kinetische Expressionismus«, ein Begriff, den Peter Sloterdijk geprägt hat.

ODER MÖGLICHERWEISE WIR alle, die wir heizen, reisen, konsumieren? So gefasst, sind die Akteure entweder zu groß oder zu klein, um handlungsfähig zu sein. Bruno Latour hat diese seltsame Rolle des Menschen als zugleich Akteur und Opfer in der Katastrophe als Problem einer »blinden Reflexivität« beschrieben: »Die Wasser der Sintflut kommen nicht von oben, um die Sünden der Menschen zu ertränken; vielmehr sind es die sündigen Menschen selbst, deren vielfältige Handlungsweisen die sündigen Menschen ertränken. Durch einen betäubenden Effekt blinder Reflexivität (réflexivité aveugle) bringen wir das Ende der Zeiten über uns selbst. Jeder von uns – je nachdem, ob wir reich oder arm, einflussreich oder mittellos, verschwenderisch oder asketisch sind, wir sind zugleich unschuldiges Opfer, Übeltäter und Racheengel.«

Genau dies ist die neue Position des Letzten Menschen: Er ist zugleich Akteur, Opfer und Betrachter eines Katastrophengeschehens, das er hat kommen sehen, aber nicht erkannt hat. Günther Anders hatte der Moderne eine »Apokalypse-Blindheit« bescheinigt, die darin besteht, die Folgen des eigenen Handelns weder sehen noch sich vorstellen zu können: »Wir werfen weiter, als wir Kurzsichtige sehen können.« Die gegenwärtige Haltung dagegen ist durchaus nicht nur blind, sondern reflexiv: Die »blinde Reflexivität« Latours hat es immer schon gewusst, aber keine Ahnung, was hier und jetzt zu tun wäre. Sie weiß nicht mal, dass überhaupt etwas zu tun wäre, was über die gemütlichen kleinen Gesten des Fahrradfahrens, Energiesparlampen-Benutzens, Kurzduschens und Elektrogeräte-Reparierens hinausginge, wie die zahllosen Ratgeber für »350 Wege, die Erde zu retten« suggerieren.



Die Aufgabe würde überhaupt erst einmal darin bestehen, eine politische Einheit zu konstituieren, die in der Lage wäre, die Verantwortlichkeit für den sich wandelnden Zu-

stand des Planeten zu übernehmen. Der mächtige Mensch des Anthropozäns muss sich darüber verständigen, dass er auch der ohnmächtige Letzte Mensch zu sein droht – aber dies in einer Situation, in der Handeln und Erleiden, Macht und Ohnmacht, Wissen und Nicht-Wissen von der Katastrophe kaum voneinander zu unterscheiden sind. Genau darum sind wir auf den Raum der Imagination angewiesen – und zwar nicht auf einen Raum fix hergezauberter »erfinderischer« Lösungen, sondern der präzisen Ausmalung all dessen, was wir am meisten fürchten. Eine Imagination, die die Bruchstellen der Wirklichkeit ausleuchtet, in der wir leben.

DIE FRAGE IST dabei allerdings, wie die Fiktionen und Szenarien des katastrophischen Imaginären genutzt und gelesen werden. Vordergründig gibt es dafür zwei einfache Modi der Lektüre: Einerseits können Katastrophenfiktionen als hochgradig wirksame, alarmistische Narrative verstanden werden, die im Verweis auf das kommende Desaster eine Dringlichkeit des Handelns fordern, die alle weiteren Reflexionen und Bedenken suspendiert. Andererseits lassen sie sich als Formen einer Beschäftigung mit der Katastrophe konsumieren, die von jeder weiterführenden Konsequenz gerade entlastet. Eine solche Haltung wäre ein interpassiver Umgang mit der Katastrophe.

Mit Blick auf den Kalten Krieg und die Umweltbewegung spricht viel für die erste, mobilisierende Funktion von Katastrophenfiktionen: Sie greifen die jeweils akutesten Befürchtungen einer Epoche auf und sehen sich dabei als dringliche Intervention oder »cautionary tale«. Oder sie werden zumindest gern so verstanden, wenn etwa Cormac McCarthys Roman »The Road« als »Öko-Roman« verbucht wird. Das heißt jedoch nicht, dass sie dabei stets ähnliche Intentionen

verfolgen: Nevil Shutes melancholische Atomtod-Allegorie »On the Beach«, Stanley Kubriks »Dr. Strangelove« und Sidney Lumets »Fail-Safe« wenden sich als aktive Einsprüche gegen die Politik der atomaren Abschreckung; Leo Szilards Erzählungen oder Kahns Szenarien dagegen sind ernstgemeinte Vorschläge zu ihrer Stabilisierung. Emmerichs Blockbuster »The Day After Tomorrow« versteht sich ebenso wie Al Gores Aufklärungsfilm »An Inconvenient Truth« als nachdrückliche Warnung vor einem menschengemachten Klimawandel – während umgekehrt Michael Crichtons Roman »State of Fear« aus dem gleichen Jahr ein polemisches Plädoyer des Klima-Skeptizismus ist. Auch wenn ihre politischen Stoßrichtungen also diametral entgegengesetzt sind, so ist ihnen allen ihr aktivistisches und alarmistisches Potenzial gemeinsam. In ihnen zeigt sich der ausdrückliche Appell-Charakter katastrophischer Fiktionen: Sie wollen warnen, kritisieren oder auch lächerlich machen; sie wollen zu Tätigkeit (oder auch Untätigkeit) aufrufen; sie wollen die Sicht der Dinge durch eine exemplarische Erzählung verändern. Oder sie lassen sich zumindest als solche alarmistischen Appelle lesen. Am deutlichsten und zugleich problematischsten wird dieser aktionistische Effekt in zwei Kernbegriffen des Katastrophismus: dem »Ernstfall« und der »Prävention«. Der Verweis auf die drohende große Katastrophe kann dazu dienen, die Verschiebung oder Aufhebung ethischer und politischer Handlungsnormen im Hinweis auf den absoluten Notstand zu rechtfertigen (wie etwa die »Sicherheitsmaßnahmen« nach dem 11. September oder neuere Formen der Anti-Terror-Gesetzgebungen in Europa). Wie Prophezeiungen, die ihre Adressaten stets zum unmittelbaren Handeln aufrufen, kann das katastrophische Imaginäre so in Handlungsgebote und Appelle übersetzt werden, denen es gerade durch die Schrägheit seiner Szenarien eine scheinbare Alternativlosigkeit verleiht. Im antizipierten Desaster, so die Überzeugung des aktionistischen Diskurses, zeigt sich ein unter der Oberfläche unserer Zivilisation liegendes »Reales«, auf das wir uns einstellen müssen, auch wenn es noch lange nicht sichtbar ist. In der Spanne zwischen der Imagination und der Manifestation dieses Realen liegt der Zeit- und Handlungsdruck, den Katastrophen-Imaginationen ausüben.

IN DER AKTUELLEN Begeisterung für postapokalyptische Blockbuster und Sachbücher aber spricht vieles für die zweite, handlungsentlastende Funktion des katastrophischen Imaginären. Wir konsumieren Desaster-Szenarien und Desaster-Wissen, aber das tun wir weitgehend mit einer Haltung des Zuschauers. Mit anderen Worten: Wir lassen untergehen. Denn die Desaster stoßen ja anderen zu, mal gutaussehenden Filmhelden, die immer alles überleben, mal gesichtslosen Opfern wie den Anrainern von Kernreaktoren, fernen Inselvölkern oder Landschaften. In den Katastrophenfiktionen kann man sich mit diesen anderen identifizieren, man kann so erfahren, was es z. B. heißt, mit Will Smith der Letzte Mensch zu sein oder wenigstens – wie in DeLillos »White Noise« – ein chemieverseuchter Professor. Man kann so die Reflexivität eines Blicks aus der Zukunft zurück einnehmen, eine Perspektive nach der Katastrophe, sei es durch eine wis-

senschaftliche Prognose, sei es in der Stellvertretung durch einen fiktiven Letzten Menschen, der gewusst haben wird, wie alles zugrunde gegangen ist.

ABER DIESE »ERFAHRUNG« geschieht in einem Raum, den wir säuberlich trennen von dem Raum, in dem wir leben, Entscheidungen treffen, Pläne machen. Es ist ein anderer, der in dieser Zukunft untergeht – selbst, wenn ich weiß, dass das, was mir da vorgeführt wird, auch meine Zukunft sein kann. Slavoj Žižek hat für diesen Mechanismus den Begriff »Interpassivität« vorgeschlagen. Interpassivität bedeutet, ein Wissen, eine Erfahrung oder einen Glauben an einen anderen zu delegieren, ihn »erfahren zu lassen«, was man selbst nicht erfahren will (oder kann oder darf); ihn »glauben zu lassen«, was man selbst vorgeben möchte, nicht zu glauben. Interpassivität hat nicht selten mit einer theatralen Situation des Beobachtens und der Stellvertretung zu tun, eine Stellvertretung des Handelns, des Empfindens oder des Glaubens: das »canned laughter« in amerikanischen Sitcoms oder der kommentierende Chor in der Tragödie wären Beispiele. Im imaginierten oder prognostizierten Katastrophenszenario – man verzeihe das Wortspiel – lässt man einen anderen dran glauben. Das verschafft den Wissens- und Reflexionsvorteil der Alarmbereitschaft, aber zugleich eine ganz praktische Distanzierung von allen Konsequenzen dieser Einsicht. Denn die sympathischen Kleinfamilien, mit denen man sich bei Emmerich und anderen identifizieren darf, überleben ja am Ende doch. Gerade diejenigen Szenarien, in denen der Untergang der Menschheit im Hintergrund einer rührenden Rettungs- und Familienzusammenführungsgeschichte stattfindet, laden zu dieser interpassiven Haltung ein – oder trainieren sie sogar. Am deutlichsten aber wird sie den seltsam irrealen aktuellen Fiktionen einer »Erde ohne Menschen« eines Glavinic oder Weisman: Sie bieten den gemüthlichen Blick in eine Katastrophe ohne Katastrophe, ein Verschwinden des Menschen ohne Blutvergießen – jedenfalls nicht für mich.

Es kommen sehen

Dabei verkennen beide Lesarten – die alarmistisch-mobilisierende wie die interpassiv-entlastende – aber die epistemische Stärke der katastrophischen Imagination: ihre analytische, erhellende Kraft. Die Aktualität von fiktiven Katastrophenszenarien besteht weder in ihrem Plädoyer für dieses oder jenes, noch in der stellvertretenden ästhetischen Untergangserfahrung, die sie bieten, sondern in der Einsicht, die sie vermitteln: Sie greifen zeitgenössisches Krisenwissen auf – von der Ökonomie über die Optionen nuklearer Vernichtung bis zur Klimaforschung und Sicherheitswissenschaft – und setzen es in »dichte Beschreibungen« möglicher Desaster um; Szenarien, an denen sich beispielsweise die Belastbarkeit sozialer Institutionen ebenso studieren lässt wie die Risiken allzu enger technischer Kopplungen. Fiktive Katastrophen sind so als Experimentalanordnungen zu verstehen, die uns ermöglichen, etwas »kommen zu sehen«, was doch nicht unbedingt kommen muss. Die desolaten Welten, die Byron oder

Beckett, Kubrik und Lumet, Wells oder Glavinic, McCarthy, DeLillo etc. entwerfen, beleuchten gleichermaßen von innen – aus der Perspektive eines Betroffenen – und von außen – vom Standpunkt eines reflektierenden Beobachters – das, was die Katastrophe zur Katastrophe gemacht hat. Dadurch eröffnen sie einen Blick auf die Kontingenz und Willkür im Inneren jener scheinbar schicksalhaften Notwendigkeiten, die im Angesicht des Desasters so oft beschworen werden. Sie ermöglichen es, zu begreifen, dass dieses Desaster vielleicht doch nicht so unvermeidlich war, wie es sich präsentiert, dass es nur einer winzigen Verschiebung des Blicks bedurft hätte, um es aufzuhalten oder im »Ernstfall« andere Entscheidungen zu treffen. Die fiktive Experimentalanordnung der Katastrophe verweist in ihrem Kern immer auf eine Einsicht, eine Erkenntnis, deren Bitterkeit darin liegt, dass sie immer zu spät kommt – aber nicht zu spät hätte kommen müssen.



Wenn Herman Kahn über Szenarien sagt, sie seien »aids to the imagination«, Werkzeuge für das Vorstellungsvermögen, dann lässt sich das auch über die Texte, Filme, Bilder und Figuren sagen, die Katastrophen imaginieren. Sie sind nicht nur Werkzeuge der Vorstellungskraft, sondern auch Werkzeuge des Denkens. Oder jedenfalls könnten sie so genutzt werden. Und zwar in einer ganz präzisen Weise: Sie könnten uns helfen, jene »reflexive Blindheit« zu überwinden, die alles immer schon weiß, aber nicht geneigt ist, dieses Wissen auch in die eigene Wirklichkeit zu integrieren. Genau diese Haltung hat der französische Philosoph Jean-Pierre Dupuy als das Kernproblem des gegenwärtigen Verhältnisses zu drohenden – technischen, ökologischen, ökonomischen, klimatischen – Gefahren beschrieben: »Angenommen, wir sind sicher oder fast sicher, dass die Katastrophe vor uns liegt ... Das Problem ist, dass wir das nicht glauben. Wir glauben nicht, was wir wissen. Was unsere Vorsichtigkeit herausfordert, ist nicht der Mangel an Wissen darüber, wie die Katastrophe in der Zukunft wirksam werden wird, sondern die Tatsache, dass diese Wirksamkeit nicht glaubwürdig ist ... Alles weist darauf hin, dass wir unsere gegenwärtige Entwicklung nicht endlos werden ausdehnen können, weder räumlich noch zeitlich. Aber all das in Frage zu stellen, was wir mit dem Fortschritt in Verbindung zu bringen gelernt haben, hätte so phänomenale Folgen, dass wir das nicht glauben, von dem wir doch wissen, dass es der Fall ist. Es gibt hier keine Unsicherheit, oder jedenfalls nur sehr wenig. Unsicherheit ist bestenfalls ein Alibi. Aber sie ist kein Hindernis, ganz sicher nicht.«

DUPUYS PLÄDOYER FÜR einen »aufgeklärten Katastrophismus« fordert, dass wir das, was wir wissen, auch glauben müssten, d. h. es zum integralen Teil unserer Lebenswelt zu machen. Es ginge darum, das möglicherweise Drohende nicht nur als Hypothese, sondern als Gegebenheit zu studieren: so wie eine Prophezeiung, die sagt, was kommen wird,

nicht was kommen könnte. Genau durch diese Gegebenheit – oder den Glauben an die Prophezeiung – kann diese zum Instrument ihrer eigenen Verhinderung werden: »[W]enn wir der Zukunft eine Realität, eine Tatsächlichkeit geben könnten, die gleichwertig wäre mit der, die wir der Gegenwart unterstellen, dann hätten wir es geschafft.« Das erfordert, dass eine mögliche Bedrohung glaubhaft, greifbar, konkret vorstellbar wird – nicht als mögliche, sondern als gegebene Zukunft. »Die Zukunft«, schreibt Jorge Luis Borges, »ist unvermeidlich, präzise; aber es mag sein, dass sie nicht zustande kommt. Gott lauert in den Intervallen.«

DIE ZUKUNFT ALS Gegebene schildern: genau dies leisten Fiktionen. Sie stellen etwas Imaginiertes so vor Augen, dass es als gegenwärtige Situation erfahrbar wird, fixiert und überzeugend wie eine »Erinnerung an die Zukunft«. Aber sie tun noch etwas anderes: Sie machen auch durchsichtig, unter welchen Bedingungen dieser Blick auf die Zukunft möglich wird, was also die Voraussetzungen dafür (gewesen) wären, die Zukunft zu erkennen und in der Gegenwart zu handeln. Sie verhandeln diese Erkenntnis und dieses Tätigwerden allerdings – wie die Tragödie – oft im Modus des Versäumten, des Nicht-Erkannten. Diese tragische Reflexivität unterscheidet die besseren Texte und Filme von rein alarmistischen Szenarien, die Handlungsgebote vortragen oder mit Hinweis auf den ominösen »Ernstfall« rechtfertigen. Die luzidesten unter ihnen werfen daher einen tragischen Blick auf diese Zukunft: Es ist ein Blick, der in der Katastrophe nicht nur die Zerstörung von Gütern und Werten liest, sondern die grundlegende Zerstörung einer menschlichen Natur, die sich ihre eigene Grundlage entzogen hat. Ein Blick, der gewusst haben wird, dass wir diese Zukunft nicht verhindert haben.

Professorin Dr. Eva Horn lehrt Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Wien. Ihr aktuelles Forschungsprojekt ist eine Diskursgeschichte des Klimas.

Zum Weiterlesen

Eva Horn: »Zukunft als Katastrophe«, Frankfurt, Fischer 2014

Claus Leggewie/Harald Walzer: »Das Ende der Welt, wie wir sie kannten«, Frankfurt, Fischer 2009

Alan Weisman: »Die Welt ohne uns. Reise über eine unbevölkerte Erde«, München: Piper (2007)

Cormack McCarthy: »The Road«, New York, Knopf 2006

Peter Sloderdijk: »Wie groß ist ›groß?«, in: Paul Crutzen u.a.: »Das Raumschiff Erde hat keinen Notausgang«, Frankfurt, Suhrkamp 2011.

Günther Anders: »Die Antiquiertheit des Menschen«, 2 Bde., München, C.H. Beck 1961 und 1980

Bruno Latour: »Si tu viens à perdre la Terre, à quoi te sers de sauver ton âme?« www.bruno-latour.fr/sites/default/files/109-ECOTHEO-FR.pdf, Übersetzung EH

Jean-Pierre Dupuy: »Pour un catastrophisme éclairé. Quand l'impossible est certain«, Paris, Seuil 2002



oben München Zufahrt Freiam.

Wie meinst Krise, Spatzl?

Alternativen zur derzeitigen städtebaulichen Zerstörung Münchens

Text: **Peter Haimerl**

Würde der Monaco Franze – der typische Münchner – seine Heimatstadt 2017 noch mögen? Würde er mit dem Manni Kopfeck, seinem besten Freund, durch die Straßen in Freiam, Riem oder Neuperlach ziehen? Wohl eher nicht: Der Stenz mag keine Frauen, »die nach außerhalb ausschauen«, und wenn doch, würde er nach einer traurigen Tour am

nächsten Morgen wahrscheinlich sagen: »Geh, Spatzl, schau, wie i schau, weil des so ausschaut da.« Und vielleicht würde Annette von Soettingen dann erklären: »Franz, das ist doch ganz normal. Die Stadt verändert sich mit den Menschen.« Und der Franz würde dann vielleicht antworten: »Aus is und gar is, und schad is, dass's wahr is.«



Geh, schau!

In den letzten Jahren hat sich München zu einer bedeutenden mitteleuropäischen Großstadt entwickelt: Von einer kleinen Ansiedlung vertriebener Mönche hat die Stadt eine für europäische Städte typische Entwicklung genommen, von einer mittelalterlichen Kleinstadt mit Stadttoren und Burggraben zur Residenzstadt, von der Residenzstadt zum Millionendorf, vom Millionendorf zur Metropole. In seiner Grundstruktur hat sich München bis ins 19. Jahrhundert dabei nur wenig verändert, wurde aber über Eingemeindungen immer größer, sog wuchernd ein Dorf nach dem anderen in sich auf. Je weiter sich die Stadt in die ländlichen Gebiete hinein ausdehnte, umso mehr verloren die ehemals stolzen Dorfgemeinden ihre Eigenständigkeit und somit auch die Möglichkeit, ihr Schicksal identitätsstiftend in die eigene Hand zu nehmen. Dass beispielsweise Riem ein Dorf war, erkennt man heute nur noch an der Kirche und an dem Maibaum daneben.

Schad is, dass wahr is:

Mittlerweile hat sich um München herum ein Gürtel von Zwischenstädten entwickelt, der sich nicht nur aus Satelliten zusammensetzt, sondern in denen auch Reihenhausbereiche, Naturschutz-Zonen, Gewerbegebiete, Erschließungstrassen, aber auch noch Reste der historischen Dorfkerne enthalten sind. Der euphorischen Aufbruchsstimmung in der Nachkriegsphase ist mittlerweile eine Ernüchterung gewichen. Die städtebaulichen Entwicklungsszenarien für München zeigen leider keinerlei Umdenken: Weiterhin werden, wie beispielsweise im Gebiet zwischen Bahnhof und Pasing, in der Nordhaide oder in München-Freiam die überholten Muster aus den 50er- und 60er-Jahren in nur leicht abgewandelter Form fortgeführt, mit ihrer Aufteilung der Flächen nach Funktionsgebieten, Gewerbe, sozialem Wohnen und vor allem – und hier besteht der größte Bruch zum historischen Städtebau – mit einer nicht stadträumlich gedachten Planung.

Aus is und gar is

München, die Perle an der Isar, die Weltstadt mit Herz hat sich also gemausert zu einer Metropole und hat nun auch suburbanisierte Zwischenstädte, identitätslose Vororte und verlorengegangene Dorfkerne, neue Stadträume ohne Aufenthaltsqualität und ideenlose neue Quartiere.

Monaco Franze: Manni, ich sag d'as.

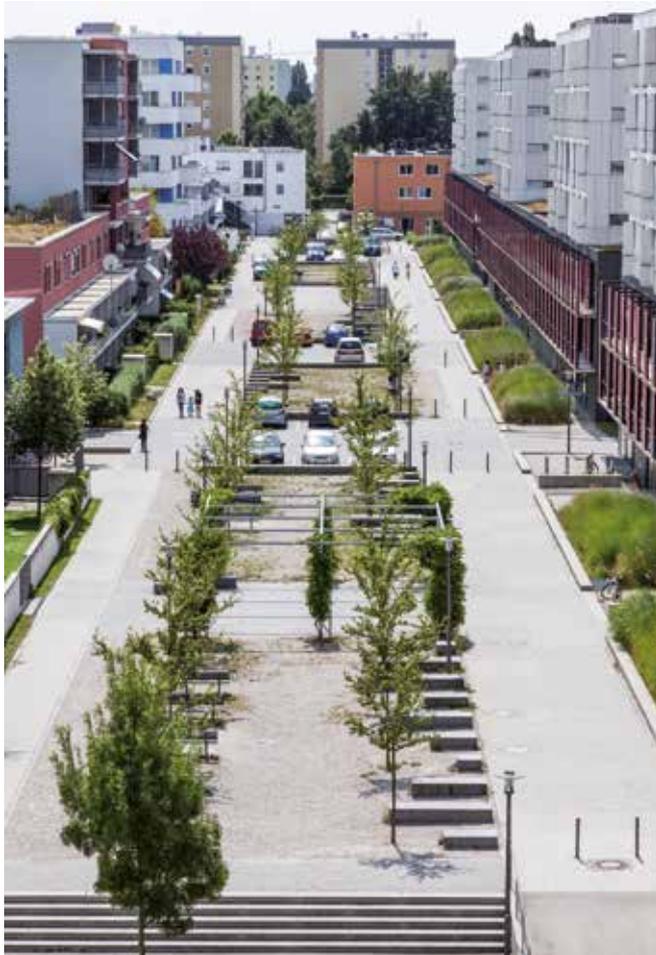
Des is so was von grauenvoll, so was von furchtbar, dermaßen unerträglich, des hältst du in deiner ganzen Phantasie nicht für möglich.

Was ist dermaßen unerträglich?

Für die moderne Stadtplanung generell und insbesondere für die Entwicklung des neuen Münchens gilt, moderne Städte haben individuellen Ansprüchen und Funktionsanforderungen zu folgen, leider aber nur wenig den Ansprüchen an die Qualität des städtischen Raums. Erfüllte Kriterien wie Ruhe, Grün, Infrastruktur, Kinderbetreuung, ausreichende Parkmöglichkeiten, finanzierbarer Wohnraum und der kurze Weg zum Discounter ergeben keinen qualitativen Stadtraum. Warum mögen wir denn die alten Städte so gern? Und warum besuchen die Touristen Münchens mit Begeisterung die Altstadt und die Bereiche um die Residenz? Jedes toskanische Bauerndorf und viele bayerische Kleinstädte haben mehr Aufenthaltsqualität als die neuen Quartiere dieser Metropole.

Geh, Manne, kamma da nix mach'n?

Im Folgenden wird versucht, diese Frage historisch zu beleuchten. Klaus Humpert und Martin Schenk haben in ihrem Buch »Entdeckung der Mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der »gewachsenen Stadt« (2001) dargelegt, dass die scheinbar gewachsenen mittelalterlichen Städte auf strengen, mathematisch geometrischen Grundlagen aufgebaut sind. Auch wenn die umfassende Behauptung einer absolut durchgeplanten, mittelalterlichen Stadt oft in Zweifel gezogen wird,



links München Nordhaide.



ist die zweite Erkenntnis von Humpert und Schenk unbestreitbar: Den Stadtinnenräumen, den Stadtplätzen in Bayerischen Altstädten liegen genaueste Überlegungen zugrunde. Als Beispiel hierfür kann man den Segmentbogenplatz nennen, der in Varianten immer wieder auftaucht – am prägnantesten in Straubing, in Tittmoning und in Landsberg am Lech. Interessant hierbei ist, dass es sich um ein Modul handelt, das auf jede mittelalterliche Stadt angewendet werden konnte, das sich auf topografische Begebenheiten (z. B. in Landsberg am Lech), vorgefundene Wegenetze, aber auch interne Funktionsabläufe wunderbar anpassen ließ.

Wie meinst Krise, Spatzl?

Man spricht jetzt schon mancherorts kritischer darüber, wie sich im Gegensatz zur mittelalterlichen Stadt in der modernen Stadt Straßen, undefinierte Zwischenzonen, sogenannte Spiel- und Freiflächen mehr oder weniger geglückt um geometrisch oder beliebig geformte Wohnstangen lagern, ohne dabei einen Stadtraum zu bilden. Der große Unterschied zur historischen Stadtplanung besteht darin, dass heute nicht stadträumlich gedacht wird, sondern dass die Planer nur aus der Vogelperspektive auf die zu beplanende Fläche blicken. Leider kann so keine zwischenräumliche Spannung gedacht werden. So kann nur strukturelle Schönheit entstehen, ein schönes Bild, aber kein Stadtraum. Jedes Haus, jeder Garten wird separiert, segmentiert und somit vor allem zu einem Zeichen für einen egoistischen Stadtpunkt innerhalb eines rigiden Systems.

Monaco Franze:

Geh, Manne, dass wir vielleicht doch eine Fahndung ansetzen.

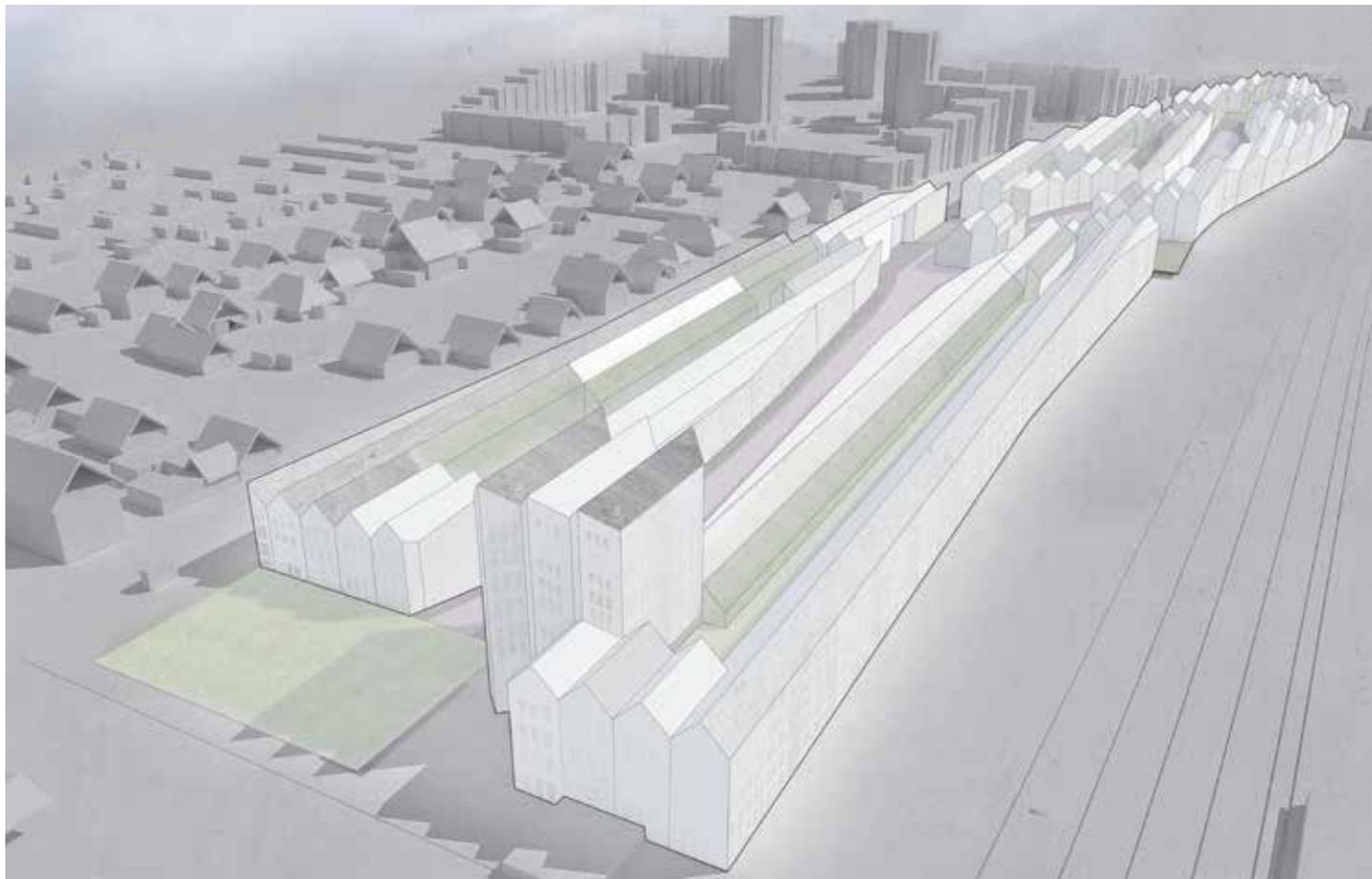
Bereitschaft?

Alarm?

Großalarm?

Katastrophengroßalarm?

Auch heute noch werden gewachsene Dorfstrukturen zerstört und die Chance auf Wiedereinführung von gemeinschaftlichen, urbanen Stadträumen verpasst. Anhand eines aktuellen städtebaulichen Vorhabens für eine große Wohnbebauung am Bahnhof Feldmoching möchte ich zeigen, dass leider heute noch – auch in Neubaugebieten – den überholten strukturalistischen Stadtidealen gefolgt wird. Auch wenn meine Konzeption nicht realisiert werden wird, zeige ich sie an dieser Stelle, da ich davon überzeugt bin, dass der aktuelle Städtebau alternative Modelle braucht: Es geht um das östlich der Gleise gelegene Areal am S-Bahnhof Feldmoching, das eine Länge von ca. 1,5 km umfasst. Der alte Dorfkern von Feldmoching befand sich ursprünglich westlich des Bahnhofs. In einer früheren Bauphase wurde dieses Zentrum nach Osten in die unmittelbare Nähe des Bahnhofs verlegt. Östlich dieses freien Streifens bestand schon ein Wohngebiet aus den 60er-Jahren nach klassischem Muster mit Punkthochhäusern und mehr oder weniger fragmentarischen Wohnblock-Strukturen.



oben Vorschlag neue Mitte Feldmoching, Peter Haimerl Architektur.

Monaco Franze:

*Jetzt Spatzl, dua net schwarz sehn,
des wird scho weitergehn.*

So könnte ein neuer Städtebau in München entstehen, der auch dem Monaco Franze gefallen könnte: Meine Konzeption sieht vor, die mittelalterlichen Stadtstrukturen mit ihren raffinierten Straßen- und Stadtplatzgestaltungen in eine moderne Wohnbebauung zu übertragen. Im Fokus dieser Planung steht die segmentbogenartige Platzgestaltung als lineare Abfolge von Stadtinnenräumen im Zentrum des neuen Quartiers. Im Gegensatz zur historisch typischen Parzellierung senkrecht zu den Bahngleisen habe ich mich dafür entschieden, die Stadtstruktur parallel dazu verlaufen zu lassen, um so eine modern anmutende, sehr dynamische Baustruktur zu erzielen. In Kombination mit den klassischen Satteldach-Häusern und Anschnitten, die sich durch die dynamischen Platzränder ergäben, entstünden automatisch dynamische Raumabschlusskanten, die dem Ort einen unverwechselbar zeitgemäßen Charakter geben würden.

Wirst sehen, das wird ein echt großes Erlebnis werden!

Ja, Spatzl. Des glaub ich auch.

Diese Art der Baustruktur würde, wie in mittelalterlichen Städten dazu führen, dass sich der Einzelne als Bewohner eines gemeinschaftlichen Stadtumfeldes betrachten könnte. Der Stadtplatz würde jedem gehören – dafür müsste

jeder etwas zurücktreten und seine individuellen Ansprüche zurückstellen. Der Lohn hierfür wäre, dass sich völlig neue Wohn- und Arbeitsformen entwickeln könnten. Der Trend hin zu kleineren, kooperativen Wohn- und Arbeitsformen wäre hier bedienbar. Schon die räumliche Separierung zwischen Wohn- und Sozialflächen könnte aufgehoben werden, indem sich beispielsweise in den Erdgeschossflächen neues Kleinstgewerbe, aber auch ausgegliederte Büroplätze ansiedeln könnten. Wohnen und Arbeiten läge wieder näher zusammen, ein neues Wohn- und Arbeitsumfeld entstünde.

Auch hier zeigt sich, dass die mittelalterlichen, als Stadtinnenräume gedachten Dörfer und Städte nicht nur die letzten 800 Jahre ein hochwertiges Wohn- und Arbeitsumfeld ermöglicht haben, sondern dass diese Verdichtung des Stadtraumes auch heute den veränderten, flexiblen Ansprüchen wesentlich besser gerecht werden könnte als der jetzt übliche, nur strukturell gedachte Städtebau.

Geh, Spatzl, schau!

Professor Peter Haimerl erprobt mit seinem auf städtische Themen spezialisierten Architekturbüro seit 1991 die Möglichkeiten bestehender Technologien in unterschiedlichen Projekten. Im städtebaulichen Projekt ZOONTOWN erforscht er, wie Stadtplanung und innovative Ideen Städte und Häuser effizienter und produktiver machen können. Mit seiner Firma HAUS.PATEN Bayerwald entwickelt er eigenständig Konzepte, die im Bayerischen Wald architektonische Impulse setzen. 2015 erhält er eine Auszeichnung beim Deutschen Architekturpreis und, zusammen mit Thomas Bauer, den Kulturpreis der Bayerischen Landesstiftung.



AVISO EINKEHR DIE »HARMONIE« IN LICHTENBERG

Text: Günter Dippold

DAS STÄDTCHEN LICHTENBERG im Frankenwald liegt geradezu malerisch auf einem Bergsporn. Die Stadtanlage, wenn sie auch aufgrund von Großbränden in den Jahren 1814 und 1869 durch Bauten des 19. Jahrhunderts geprägt ist, weist noch die mittelalterliche Struktur auf. Die breite Hauptstraße führt hin zum Schlossberg, auf dem einst die Burg der Stadtherren stand. Erst beherrschten die Grafen von Orlamünde die Stadt, ab 1427 dann die Herren von Waldenfels, die diesen Besitz den Markgrafen von Brandenburg zu Lehen auftrugen. 1628 gingen Burg und Stadt an den Bayreuther Markgrafen über.

An der Auffahrt zur einstigen Burg steht unscheinbar ein einstöckiges Gebäude, das »Restaurant Harmonie«. Das Haus diente nach der Übernahme des Fürstentums Bayreuth durch Bayern (1810) als Dienstwohnung des Rentamtsdieners; die Finanzbehörde hatte ihren Sitz in der einstigen Schlossökonomie auf der gegenüberliegenden Straßenseite. 1824 veräußerte der Staat jene Immobilie. Es erwarb sie der Tuchmacher Johann Carl Jungkunz, damals Bürgermeister von Lichtenberg. Er vermietete das Haus der kurz zuvor gegründeten Bürgergesellschaft »Harmonie«. Sie kaufte es dann 1842 von seiner Witwe.

DIE LICHTENBERGER »HARMONIE«, 1823 ins Leben gerufen und 1988 aufgelöst, war einer jener Vereine, wie sie im frühen 19. Jahrhundert vielerorts unter diesem Namen

entstanden. Sie sollten Ort der Begegnung für die Honoratioren der jeweiligen Stadt sein. Im Vereinslokal konnte man einkehren und diverse Zeitungen lesen, und es fanden Musik- und Tanzveranstaltungen statt – die Bürgerschaft war unter sich, ungestört von Dörflern und »gemeinem« Volk. Die Vergnügungen waren dabei durchaus volkstümlich.

Das Vereinslokal ließ die »Harmonie« 1908 umgestalten. Damals erhielten die beiden Räume wohl ihr heutiges Gesicht: vertäfelt mit dunklem Holz, mit einem Kachelofen im kleineren Zimmer. Im höheren Saal findet sich unter der Decke, zugänglich über eine steile Treppe, eine Orchesterempore, hier als »Manschersderla« bezeichnet.

IN DIESEM GEDIEGENEN Ambiente verkehrten die Honoratioren von Lichtenberg, unter ihnen der weltberühmte Geiger Henri Marteau (1874-1934), der sich 1912/13 am Rand der Stadt eine Sommervilla errichtet hatte. Sein Porträt hängt noch im Kachelofenzimmer, und nicht selten speisen heutzutage darunter Dozenten, die einen Meisterkurs in der Internationalen Musikbegegnungsstätte des Bezirks Oberfranken, Haus Marteau, durchführen, oder dessen Teilnehmer.

1957 verkaufte die Gesellschaft »Harmonie« ihr Vereinslokal, das aber weiterhin ihren Namen trug. Die Käufer betrieben es, zumindest zeitweilig, als Hotel. 1981 erwarben die Wirtsleute Renate und Richard Lenz die Gaststätte. Sie konzern-



Die Speisekarte ist klein, aber erlesen und saisonal ausgerichtet. Saibling, fränkisches Kalb, Reh und Wildschwein, letztere erlegt bei Bad Lobenstein im nahen Thüringen, prägen etwa die Auswahl im Frühjahr. Geschmorte Bäckchen des Jungschweins zergehen auf der Zunge, das Rückensteak vom Schwein ist saftig unter einer röschen Kruste.

ZU EINEM UMFASSENDEN Genuss wird der Besuch der »Harmonie« dank des Services, den Susanne Däumer-Lentz verantwortet. Mit ungekünstelter Freundlichkeit sind die Servicekräfte nah am Gast, ohne je aufdringlich zu sein.

Oberfranken vermarktet sich als Genussregion. Es sind Stätten wie die »Harmonie«, die ein solches Selbstverständnis rechtfertigen.

Professor Dr. Günter Dippold ist Bezirksheimatpfleger und Kulturreferent des Bezirks Oberfranken und lehrt als Honorarprofessor an der Universität Bamberg. Er ist Vorsitzender des Geschichtsvereins »Colloquium Historicum Wirsbergense« und Vorstandsmitglied im Bayerischen Landesverein für Heimatpflege.

trierten sich ganz auf das Restaurant, zumal Richard Lentz ein leidenschaftlicher Koch ist, der sein Handwerk im berühmten Hotel »Post« in Wirsberg gelernt hat.

SEIN STIL WAR geprägt durch gute Grundstoffe und raffinierte Zubereitung, kurz: durch eine Küche für hohe Ansprüche, die sich dennoch durch Bodenständigkeit auszeichnet. Auf die Frage an den Wirt, was denn gerade besonders gut sei, konnte einem ohne Weiteres die frische Sülze empfohlen werden. »Blaue Zipfel« standen von jeher und stehen bis heute auf der Karte.

Bestimmend sind die regionalen Produkte, auf die die Küche, wo immer möglich, zurückgreift. Legendär sind im Spätherbst Kreationen aus den Gänsen, die Lentz selbst gezogen hat. Wer in der »Harmonie« einkehrt, darf ein Gericht nicht versäumen: die Schiefertrüffelsuppe. Geschmackliche Grundlage ist ein Röhrenpilz, oft von Richard Lentz selbst gesucht. Der Verwandte des Steinpilzes, nicht des echten Trüffels, gedeiht auf verwittertem Schiefer. Dieser Pilz, andernorts auch Böhmischer Trüffel genannt, botanisch *Pisolithus arhizus*, verleiht der dunkelbraunen Suppe ein intensives Aroma, das dem des Namensvetters kaum nachsteht.

DAS PRINZIP ELEGANTER Regionalität mit einem dezenten mediterranen Flair haben die Töchter von Renate und Richard Lentz beibehalten, als sie das Restaurant vor einem Jahrzehnt übernahmen. Iris Steiner, wie ihr Vater in Wirsberg ausgebildet, verantwortet gemeinsam mit Küchenchef Florian Färber die kulinarische Handschrift.

Wegbeschreibung

Von der A9 bei der Ausfahrt 31 Berg/Bad Steben auf die St 2198 bis Lichtenberg, dort über den Marktplatz bis zum Schlossberg fahren.

Restaurant Harmonie

Schlossberg 2 | 95192 Lichtenberg

Telefon: 09 288 . 246

www.harmonie-lichtenberg.de

Geöffnet:

Mittwoch ab 17.30 Uhr

Donnerstag bis Sonntag 11.30-14.00 Uhr
und ab 17.30 Uhr

aviso EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANTT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »aviso EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

ICH UND DIE WELT

EIN LANDESWEITES PROJEKT FÜR KINDER UND JUGENDLICHE



Text: Christine Fuchs | Anna Huth | Christina Madenach

»Ich und die Welt« lautete das Motto, zu dem 7000 Schüler*innen aus ganz Bayern künstlerisch arbeiteten, in Bildern und Skulpturen, in eigenen Texten – geschrieben, gelesen und gesamt –, mit Filmproduktionen, Tanztheater und vielen, die Kunstsparten übergreifenden Mischformen. 112 Künstler*innen, Autor*innen, Schauspieler*innen und Musiker*innen waren im Einsatz, hatten Konzepte erarbeitet und begleiteten die Schüler*innen in 233 Workshops. Das zweijährige Großprojekt unter der Gesamtleitung von STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V. fand in 26 Kommunen statt, 140 Schulen aller Schularten waren involviert.

»Ich und die Welt« – das Thema trifft die zentralen Fragen junger Menschen: Wer bin ich? Was kann ich? Was ist mir wichtig? Wie ist meine Welt – die ich erlebe, die ich mir wünsche? Fühle ich mich ihr zugehörig oder ausgeschlossen? Was ist meine Rolle? In den Workshops wurde mit viel Fantasie nach Antworten auf diese Fragen gesucht.

»Alter Ego: Wo ist das Glück?«: Sich gegenseitig in unterschiedlichen Posen fotografieren, die eigenen Fotos abzeichnen, die Skizze auf Pappe übertragen, diese aussagen und bemalen. So entstanden die »Alter Egos« von Schüler*innen in der Gräfelinger Schule der Phantasie unter Anleitung der

Künstlerin Lilli Plodeck und der Kommunikationsdesignerin Ulrike Görg. Die Rückseite der großformatigen Pappfiguren beschrieben sie mit Antworten auf die Fragen: Teile ich meine Wünsche mit anderen? Was verbindet uns? Wovon träume ich? Wo ist das Glück? Als Installation »Netzwerk der Herzenswünsche« wurden die »Alter Ego«-Figuren am Ende des Projekts ausgestellt. Schwebend montiert luden sie zum Gespräch, zur Begegnung und Auseinandersetzung ein. Die Installation zeigte sowohl das Verbindende als auch das Individuelle der Sehnsüchte, Träume, Ideen zu sich und der Welt. So unterschiedlich die Herkunftsländer, Geschichten und Bedingungen der Jugendlichen sein mögen, ihre Wünsche und Hoffnungen sind häufig sehr ähnlich.

Die zwei Säulen eines Poetry Slams sind Kreatives Schreiben und selbstsicheres Vortragen der Texte. Genau damit experimentierten die Slam-Poet*innen Pauline Füg, Tobias Heyel und Michael Jakob bei ihrem Workshop »Meinung-Freiheit-Demokratie« mit Nürnberger Schüler*innen. Die Themen Meinung, Freiheit und Demokratie waren vorgegeben, die jeweils eigene Erlebniswelt der Schüler*innen stand jedoch im Mittelpunkt. Ausgehend davon entwickelten sie Texte, um sie dann auf der Bühne zu präsentieren. Die Schüler*innen lernten in den Workshops nicht nur ihre Meinung in eigene Worte zu fassen, sondern diese auch frei zu äußern und vor

- links und unten Alter Ego: Wo ist das Glück?, Lilli Plodeck, Ulrike Görg, Mittelschule Lochham, Gräfelting.
- rechts Lebensgroße tanzende Nana Figuren, Silvia Lobenhofer-Albrecht, Montessori Schule, Weiden i.d.OPf.
- links unten Nähe und Distanz, Tanz und Schule e.V., Städt. St. Anna Gymnasium, München.
- daneben Meinung-Freiheit-Demokratie, Wortlust 2016, Pauline Füg, Tobias Heyel, Michael Jakob, 6 Schulen in Nürnberg.
- darunter Comic macht Schule – Lebenswelten, Internationaler Comic-Salon Erlangen, 3 Schulen in Erlangen.





links Tanz- und Theaterworkshops, Rampenlichter 2016, Spielen in der Stadt e.V., 21 Schulen in München.

darunter Natur.Bewusst. Sein, Museum Lothar Fischer, Grund- und Mittelschule Berggau, Theo-Betz-Schule, Neumarkt i.d.Opf.

daneben LEBENS(AB)TEILE, Andrea Schieren u.a., Montessorischule Eichstätt, Berufsschule Eichstätt.

unten Fremd zu sein bedarf es wenig, Dominik Blank, 3 Schulen in Würzburg.



einer Öffentlichkeit zu vertreten. Dadurch wurden die Sprachkompetenz und das Selbstbewusstsein der Schüler*innen gestärkt, beides sind wichtige Voraussetzungen für die Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben. Träger des Projekts war der KinderKunstRaum Nürnberg.

Das eigene Leben ist abenteuerlich genug. Deshalb erzählten Eichstättler Schüler*innen und Flüchtlingskinder bei dem Workshop »LEBENS(AB)TEILE« mit der Musikpädagogin Andrea Schieren und weiteren Musiker*innen von eigenen Erlebnissen. Das Musiktheaterstück fand vor der Kulisse eines fiktiven Zugs in einem Großraumabteil mit variabler Bestuhlung statt. Das Publikum bestimmte die Programmpunkte, die als Durchsage der nachfolgenden Station angekündigt wurden und die nächste Szene ergaben. Was es alles für ein Musiktheaterstück bedarf, erfuhren die Schüler*innen schon in der Vorbereitung der Aufführung und übten sich u. a. im Schauspiel, im Gesang und in der Bühnengestaltung. Dass es bei der Arbeit im Team vor allem auf das gegenseitige Verständnis ankommt, war eine wichtige Erkenntnis. Träger war der Verein für integrative Erziehung.

Die 19-jährige Yasmin, die ohne Familie aufwuchs, der 14-jährige Tom mit einem Herzfehler und Giovanni, der sich als erster Junge fürs Synchronschwimmen begeistert, sind die Protagonist*innen der Dokumentarfilme des Workshops »DOK.education 2016« für Münchner Schüler*innen. Damit handeln alle künstlerischen Dokumentarfilme, die bei dem Workshop präsentiert wurden, von Jugendlichen, mit deren Ängsten, Freuden und Fragen sich die Schüler*innen identifizieren konnten. Medienpädagog*innen und Regisseur*innen erarbeiteten mit ihnen in interaktiver Gruppenarbeit die filmsprachlichen Mittel, wodurch sie sich auf mehreren Ebenen mit dem Inhalt auseinandersetzten: auf emotionaler, theoretischer und dialogischer. Mit Geschichten aus der ganzen Welt bietet der Dokumentarfilm dafür eine breite Varianz an Themen. Träger war das Internationale Dokumentarfilmfestival München e.V.

»Heart Moves – Bühne frei für neue Wege!« – ein Workshop der Theaterpädagogin und Trainerin für Gewaltfreie Kommunikation Tina Geißinger an der Nürnberger Johann-Daniel-Preißler-Mittelschule, bei dem Schüler*innen Konflikte und typische Streitszenen aus der Klasse nachspielten. Sobald etwas Wertendes oder Gewalttätiges stattfand, überlegte man gemeinsam, wie diese Szene ohne Wertung oder Gewalt verlaufen könnte. Bei diesem Workshop lernten die Schüler*innen, was gewaltfreie Kommunikation bedeutet: 1. Aufrichtig mitteilen, was uns bewegt und was wir wollen – ohne Urteile, Vorwürfe, Kritik und Forderungen. 2. Einfühlend erkunden und verstehen, was andere bewegt und was sie möchten. Indem die Schüler*innen ihre eigenen Gefühle und Bedürfnisse wahr- und ernst nahmen, entwickelten sie die Fähigkeit, sich in Konflikten reflektierter zu verhalten und zeigten eine erhöhte Bereitschaft, wertschätzende Verbindungen zu sich selbst und anderen aufzubauen.

Warum werden Menschen ausgegrenzt und wie fühlt es sich an? Würzburger Schüler*innen erarbeiteten zusammen mit Tanzstudent*innen der Tanzwerkstatt Würzburg und dem Tanz- und Theaterpädagogen Dominik Blank eine Choreographie zum Thema »Fremd zu sein bedarf es wenig«. Durch die aktuelle Flüchtlingssituation ist das Thema »fremd sein« gesellschafts- und kulturpolitisch hochaktuell. Auf individueller Ebene sind es gerade die jungen Leute, die sich oft fremd fühlen: in einer Situation, in einem Land, einer Stadt, einer Schule – manchmal fühlen sich Heranwachsende sogar gegenüber sich selbst fremd. Tanz und Bewegung bilden bei der Integration einen besonderen Anknüpfungspunkt, da sie universell sind und über alle Sprachgrenzen hinweg funktionieren. Die körperliche Aktivität gab dieser Erfahrung eine besondere Qualität – hautnah und unmittelbar konnten die Themen erlebt und durchlebt werden. Träger war der Verein für Jugendtanz Würzburg.



NETZWERKEN FÜR KULTURELLE BILDUNG

Das Netzwerk STADTKULTUR besteht seit 42 Jahren, aktuell sind 52 Kommunen in Bayern Mitglied. Die Geschäftsstelle arbeitet mit den Kulturverwaltungen und den Kulturanbietern der Kommunen zusammen und setzt in gemeinsamen Projekten neue Impulse. STADTKULTUR ermöglicht einen fachspezifischen Erfahrungsaustausch und bietet Unterstützung für die Kulturarbeit. Das Netzwerk veranstaltet landesweit Festivals, Tagungen und ist der in der kulturellen Bildung tätig. Es kann auf eine langjährige Erfahrung in der Geschäftsstelle sowie auf die vielfältige und umfangreiche Erfahrung in den Mitgliedscommunen zurückgreifen.

Mitglieder: Aichach, Ansbach, Aschaffenburg, Bad Kissingen, Bobingen, Burghausen, Coburg, Dasing, Ebern, Eichstätt, Erlangen, Forchheim, Friedberg, Geisenfeld, Graben, Gräfenberg, Herzogenaurach, Ingolstadt, Kitzingen, Königsbrunn, Landsberg am Lech, Landshut, Lauf a.d. Pegnitz, Lohr am Main, Mainburg, Markttheidenfeld, Miesbach, Miltenberg, Mömbris, Mönchberg, München, Neuburg a.d. Donau, Neumarkt i.d.OPf., Neuötting, Neustadt a.d. Donau, Nürnberg, Pfaffenhofen a.d. Ilm, Prichsenstadt, Roth, Rothenburg o.d. Tauber, Scheyern, Schwabach, Starnberg, Sulzbach-Rosenberg, Tittmoning, Traunreut, Traunstein, Vohburg, Volkach, Weiden i.d. OPf., Wemding, Würzburg (Stand März 2017).

STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V. /
Hohe-Schul-Straße 4, 85049 Ingolstadt
info@stadtkultur-bayern.de / www.stadtkultur-bayern.de



oben Louvre – Jugend macht Theater, Stiftung Jugend fragt e.V., 8 Schulen in Ingolstadt.

»Ich und die Welt« ist das jüngste landesweite Projekt zur kulturellen Bildung, welches das Netzwerk STADTKULTUR zusammen mit vielen Partner*innen veranstaltete. Die Arbeit mit professionellen Künstler*innen aller Kultursparten ist eines der Qualitätsmerkmale. Künstlerisch-ästhetische und soziale Kompetenzen sollten gleichermaßen gefördert werden. Die Arbeit mit Künstler*innen bietet Raum zum kreativen und zweckfreien Experimentieren, zum Perspektivwechsel sowie zum Querdenken – alles Voraussetzungen, um Visionen eines gemeinsamen Zusammenlebens heute und in der Zukunft zu entwickeln.

Künstlerische Bildung soll junge Menschen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung unterstützen und ihnen dabei helfen, ihre Eigenarten kennenzulernen und neue Fähigkeiten zu entdecken. Die Auseinandersetzung mit dem Thema »Ich und die Welt« trägt dazu bei, dass sich die jungen Menschen als Mitglied und Mitgestalter*innen ihrer sozialen und natürlichen Umwelt erleben und ihnen so ihre Gestaltungsmöglichkeiten bewusst gemacht werden.

Die Fäden für das Projekt liefen im Projektbüro von STADTKULTUR in Ingolstadt zusammen. Die Koordinatorin Anna Huth beriet die Künstler*innen und Schulen bei der Konzeption der Workshops, der Durchführung und gab Hilfestellungen bei der Finanzierung. Gelingensbedingung war die gute Zusammenarbeit mit den kommunalen und freien

Trägern, den Künstler*innen sowie den beteiligten Schulen. Die Workshops wurden bezuschusst und als besonders modellhaft auf der Homepage des Vereins präsentiert. Möglich war dies dank der Förderung durch den Kulturfonds des Bayerischen Staatsministeriums für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst.

Folgende Mitgliedskommunen waren an »Ich und die Welt« beteiligt: Altdorf, Aschaffenburg, Burghausen, Coburg, Eichstätt, Erlangen, Gräfenberg, Herzogenaurach, Ingolstadt, Landsberg am Lech, Landshut, Lauf a.d. Pegnitz, Miltenberg, Mömbris, Mönchberg, München, Neuburg a.d. Donau, Neumarkt i.d. OPf., Nürnberg, Pfaffenhofen a.d. Ilm, Priesenstadt, Schwabach, Traunreut, Traunstein, Weiden i.d. OPf., Würzburg.

Alle Projekte werden in Kürze in einer Publikation vorgestellt.

Dr. Christine Fuchs ist Geschäftsführerin von STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V. und verantwortlich für das Konzept von »Ich und die Welt« und die Projektleitung.

Anna Huth ist Diplom-Kulturwissenschaftlerin und Projektkoordinatorin für den Bereich Kulturelle Bildung bei STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V.

Christina Madenach M.A. ist zuständig für die Projektkoordination und Presse bei STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V.



Für ein lebendiges Bayern.

Wir machen uns stark für die Menschen
in der Region und engagieren uns
für Gesellschaft, Kultur und Ökologie.

www.bayernwerk.de

bayernwerk

DIGITALISIERUNG ODER DIE KUNST DER ERINNERUNG

WIE DIE SKULPTUR DES LUKAS AUS DER MÜNCHNER THEATINERKIRCHE EIN ZWEITES LEBEN ERHIELT



oben Computerberechnetes Bild des digitalisierten Lukas-Kopfes.

Text: Joerg Maxzin

DIGITALISIERUNG IST EINE Art Langzeitgedächtnis. Ein Digitalisat kann ein Objekt nicht ersetzen, aber es kann daran erinnern, eine Referenz auf seine Form und Erscheinung bereitstellen, wenn das Original längst vergangen ist. Nicht erst der Kulturvandalismus dieser Tage unterstreicht den Wert systematischer digitaler Dokumentation von Kunstschätzen. Bis dato gibt es Projekte, die sich in Nachwirkung des Zweiten Weltkriegs um das Wiedererstehen historischer Denkmäler bemühen. Ein prominentes Beispiel aus der Architektur ist der Wiederaufbau des Berliner Stadtschlusses. In München wurde aus noch vorhandenen verkohlten Fragmenten im Rahmen eines langjährigen Forschungsprojekts die in einer Bombennacht zerstörte Holzskulptur des Heiligen Lukas aus der Theatinerkirche wieder aufgebaut und originalgetreu ergänzt. Sieben Jahre arbeitete das Team im 3D-Labor der Technischen Hochschule Deggendorf an der kunstgeschichtlich bedeutsamen frühbarocken Figur von Balthasar Ableithner (1614-1705). Neben den erhaltenen Überresten der monumentalen Skulptur bildeten historische Fotografien die einzige Quelle für das ambitionierte Unterfangen. Welch undenkbarer Schatz wäre ein 3D-Scan aus der Zeit gewesen,

bevor die hölzerne Statue ein Raub der Flammen wurde? Es hätte schon einer Zeitmaschine bedurft, um diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen. Aber auch ohne eine Zeitreise lieferten am Ende innovative 3D-Techniken den Schlüssel zum Erfolg des Projekts.

Die Rückkehr des Heiligen Lukas

Einige Jahrzehnte gingen nach den Wirren des Zweiten Weltkriegs ins Land, bevor man begann, intensiv über eine neue gestalterische Lösung für den Chorraum der Theatinerkirche nachzudenken. Die Reste der gemauerten Chorschranke hatte man nach dem Krieg abgebrochen. Von den dazugehörigen, ehemals vier Evangelistenfiguren nutzte man die beiden erhaltenen Skulpturen des Heiligen Markus und Johannes, um zerstörte Stuckfiguren in den Giebeln der Querhausaltäre zu ersetzen. Die kleineren Überreste des Lukas, wie den Kopf (Abb. 1), verstaute man in einem Turmzimmer. Sein massiver, ebenfalls noch vorhandener Rumpf wanderte ins Depot des Bayerischen Nationalmuseums. 2004 kehrten als erste Maßnahme Markus und Johannes an ihren angestammten Platz im Zentrum der Kirche zurück. Aber man hatte ja auch Teile des Lukas wiederentdeckt. Lag es da nicht nahe, diese zu einer – wenngleich lückenhaften – dritten Evangelistenfigur zusammensetzen?

DAS BAYERISCHE LANDESAMT für Denkmalpflege bat um ein Konzept, wie man den Heiligen Lukas aus seinen verkohlten Bruchstücken wieder erstehen lassen könnte. Die Fragmente allerdings zeigten sich teilweise in einem erbärmlichen Zustand. Auch nicht gänzlich verbrannte Bereiche waren an manchen Stellen so geschädigt, dass sie drohten, schon bei bloßer Berührung weiter zu zerfallen. Also wurde die Holzkohle zunächst von Restauratoren durch Infiltration gefestigt, um das noch Übrige zu erhalten. Nun konnte es daran gehen, das Puzzle zusammenzufügen. Der untere Rest der Figur bestand aus dem komplett von innen ausgebrannten Rumpf, der mit einer hölzernen Rahmenkonstruktion verstärkt wurde. Der obere Teil umfasste den Kopf, die rechte Brusthälfte und den rechten Arm. Diese Fragmente hatten ausreichend Kontaktstellen, um sie zu einer Einheit zu verbinden. Wie aber sollte das zu einer Art Büste zusammengesetzte Element auf dem Torso angebracht werden? Als während des Brandes die Skulptur auf Höhe des Gürtels auseinanderbrach, splitterte das Holz und die Übergänge

verkohlten. Es gab also keine zueinander passenden Fugen mehr. Die Lösung für das Problem fiel so kurios wie pragmatisch aus: Kurzerhand wurden Schwerlastdübel in die Betondecke der Werkstatt gedreht, von denen schon bald der obere Teil der Figur herabhing. So ließ sich der Rumpf auf einem Wagen unter die herabhängende Partie schieben und man konnte beide Teile mit einem Holzrahmen verbinden. Pünktlich zum Weihnachtsfest 2005 endeten die Arbeiten und der Heilige Lukas durfte in die Theatinerkirche zurückkehren.

Digitale Handschriften

Obwohl er wieder am ursprünglichen Ort im Chorraum stand, bot der Torso mit seiner fehlenden linken Körperhälfte ein trauriges Bild. Der Entschluss, die Holzskulptur nach historischen Fotografien zu ergänzen, war schnell gefasst. Aber wie wollte man die Anstückungen an den instabilen zerklüfteten Holzkohleoberflächen montieren? Was, wenn man berührungsfrei einen 3D-Scan der Überreste anfertigen würde? Ließen sich dann nicht im virtuellen Raum perfekte Ergänzungen konstruieren, die man später aus Holz fertigen und an der Figur anbringen könnte? Die Idee war geboren und versprach einen völlig neuen Ansatz bei der Rekonstruktion skulpturalen Kulturerbes. Nur, wie sah es mit der Machbarkeit aus?

Mit Zustimmung des Kirchenrektors konnten die noch vorhandenen Fragmente der rechten Hand ausgeliehen werden, um ein Studienobjekt für erste Tests mit dem 3D-Scanner zur Verfügung zu haben. Und tatsächlich: Das Scanergebnis der Handfragmente präsentierte sich gelungen und die Auflösung reichte aus, um auch kleinste Details sichtbar zu machen. Die beiden fehlenden Fingerglieder ließen sich vergleichsweise einfach aus den Daten der erhaltenen Finger erzeugen. Im 3D-Raum gelang es mühelos, die Modelle zu verschieben, zu duplizieren und zu skalieren. Das Bestechende zeigte sich darin, dass die gescannten Versatzstücke mit der Form gleichzeitig die Handschrift des Bildhauers transportierten. Es genügten geringfügige Modifikationen an den duplizierten Geometrien, um die nötigen Ergänzungen zu erschaffen.

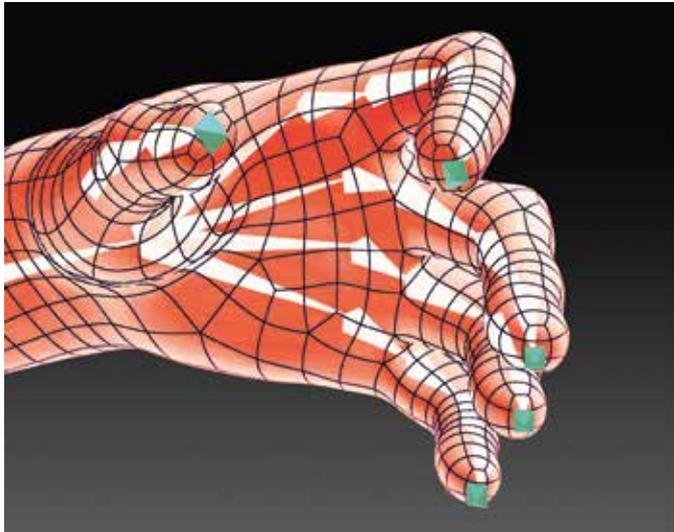
WAS IM KLEINEN funktioniert hatte, sollte auch für die verbrannte linke Hand Anwendung finden. Im virtuellen Raum war sie mit einem Mausklick gespiegelt. Die Haltung stellte allerdings noch eine Herausforderung dar, denn natürlich



oben Balthasar Ableithner: Kopf des Evangelisten Lukas, 1670–72 (Abb. 1).

gleich die Stellung der Finger an der einen, nicht der an der anderen Hand. Um das Problem in den Griff zu bekommen, wurde im Innern des Körperteils ein Animationsskelett angelegt, mit dem man die verschiedenen Glieder bewegen konnte. So ließ sich im Abgleich mit den historischen Fotos die korrekte Position jedes einzelnen Fingers rekonstruieren (Abb. 2). Erhaltene Originalteile zu digitalisieren, zu adaptieren und so Ergänzungen für fehlende Partien zu modellieren, wurde eine zentrale Verfahrensweise im gesamten Projekt.

Ein weiterer Test stand aber noch bevor: Ließen sich von den erzeugten Daten in der computergesteuerten Fertigung auch Teile aus Holz herstellen? Der Daumen der rekonstruierten linken Hand sollte die Antwort auf die Frage liefern und schon bald begann eine 5-Achs-Fräse in immer feiner werdenden Bahnen, das Modell aus einem Lindenholz-Block herauszuarbeiten. Die am Ende erreichte Genauigkeit war beeindruckend. Im direkten Vergleich mit dem historischen Daumen war das Ergebnis absolut überzeugend (Abb. 3). Fortan wurde das Daumenmodell zum Botschafter für die innovative Idee, mit 3D-Techniken neue Wege in der Denkmalpflege zu beschreiten.



Der Bozzetto oder die Suche nach der verlorenen Form

Leider ließen sich nicht für alle Fehlstellen so elegant Ergänzungen erschaffen wie im Falle der linken Hand. Die fehlenden Gewandpartien etwa mussten entsprechend den historischen Fotografien neu modelliert werden. Für derlei Aufgaben war es in der Bildhauerei von jeher gängige Praxis, zunächst einen kleinen plastischen Entwurf, einen sogenannten Bozzetto, herzustellen. In dieser Tradition sollten auch die Nachbildungen für den Lukas anhand eines solchen Figürchens entworfen werden. Dazu war es notwendig, das fortzusetzen, was mit den ersten Studien an der Hand so vielversprechend begonnen hatte und auch den in der Kirche aufgestellten Torso mit einem Streifenlicht-Scanner millimetergenau zu digitalisieren. Als die Daten ausgewertet waren und das 3D-Modell der Figur berechnet war, faszinierte es das gesamte Team: Mit einer Genauigkeit von unter einem Millimeter und beschrieben von fast sechs Millionen kleinen Dreiecksflächen, war das Ergebnis eine exakte virtuelle Kopie des Torso.

DER MODELLBAU KONNTE beginnen und im Laser-Sinter-Verfahren entstand aus den 3D-Scandaten des Lukas ein etwa 50 Zentimeter hohes Arbeitsmodell aus weißem Polyamid. Damit stand eine perfekte Miniatur der originalen Skulptur im 3D-Labor, an dem mit Modelliermasse von Hand die notwendigen Ergänzungen entworfen werden sollten. Dazu studierte das Forscherteam lange und intensiv die historischen Fotografien. Obwohl es aus der Zeit vor dem Krieg qualitativ hochwertige Bilder gab, zeigten sie den Heiligen Lukas stets nur in der Frontalansicht. Die besonders in Mitleidenschaft gezogene linke Seite war auf den Auf-



oben links 3D-Studie der linken Hand des Lukas mit innenliegendem Animations-skelett (Abb. 2).

daneben Der erste Frästest: links der gefräste neue, rechts der historische Daumen (Abb. 3).

nahmen nicht zu sehen. Alleine durch Betrachten der Fotos konnte man also nicht verstehen, wie die Figur sich im Raum entwickelt hatte. Vieles war zudem verdeckt, etwa durch das vor den Körper gehaltene Buch. Bei aller technischen Vorbereitung war beim Modellieren daher in erster Linie die bildhauerische und künstlerische Erfahrung gefragt.

ALS DER BOZZETTO (Abb. 4) fertig war und die entworfenen Ergänzungen von der Denkmalpflege genehmigt waren, stand eine erneute Digitalisierung auf dem Programm: Das Miniatur-Lukas-Modell musste eingescannt werden, um die manuell erschaffenen Formen im virtuellen Raum verfeinern zu können. Dies geschah im Computertomografen, der den Vorzug hatte, auch feinste Details und Hinterschnidungen zu erfassen. Was schon zuvor in 3D differenziert ausmodelliert war, wie die Hände oder der linke Fuß, bedurfte vorerst keiner weiteren Bearbeitung. Ganz anders die händisch modellierten Parteien. Sie wiesen eine unruhige Oberfläche auf und mussten in der 3D-Modellierung (Abb. 5) nachbearbeitet werden. Hier ließen sich Kanten begradigen, Flächen glätten oder Gebilde verschieben. Die Scandaten lieferten quasi das Rohmaterial, aus dem im virtuellen Raum jetzt die endgültige Gestaltung hervorging. Die so gewonnenen Formelemente bildeten die Basis für die später in Holz gefertigten Bauteile. Weil die Ergänzungen vom Scan des Lukas-Torso abgezogen wurden, entstand an ihren Schnittflächen eine perfekte Negativform der Oberflächen des Originals. Das war in erster Linie für die verkohlten Parteien von entscheidender Bedeutung. Obwohl man die Holzkohle nicht berührt hatte, hatte man digitale, passgenaue Gegenstücke im korrekten Maßstab, die man auf CNC-Fräsen präzise herstellen konnte. Im Grunde bildete das den Kern der im Forschungsprojekt entwickelten Methode.

Kunst und Technik, eine gelungene Symbiose

Der künstlerische Aspekt, die verlorenen Partien nachzubilden, war die eine Sache. Mit der Konstruktion und der Fertigung wartete jetzt eine nicht minder anspruchsvolle Herausforderung: Was gab es bei der Auswahl des Holzes zu bedenken? Wie sollten all die komplexen Werkstücke zerteilt und aufbereitet werden, um sie fräsen zu können? War all das bedacht, eröffneten sich durch die Montage weitere Fragen: Gab es eine Möglichkeit, die Ergänzungen anzuschrauben oder bedurfte es spezieller Hilfskonstruktionen? Tatsächlich kam es öfter vor, dass Holzergänzungen beinahe schwebend zwischen den verkohlten Rändern des umgebenden Torsos eingebaut werden mussten.

EINES DER BEIM Brand am meisten geschundenen Elemente der Skulptur war der geflügelte Stier zu Füßen des Evangelisten Lukas, der unter anderem seine Schwinge eingebüßt hatte. Am Beispiel dieser Ergänzung wird die Komplexität der Rekonstruktionen deutlich: In der 3D-Modellierung ging es vor allem darum, die grundlegende Gestalt des Flügels, die Bewegung im Raum und den Rhythmus des Gefieders festzulegen. Die differenzierte Ausarbeitung sollte erst am Ende, während des Schnitzens, passieren. Also wurden die Federn zunächst nur als blattartige Gebilde angelegt. So vorbereitet, bekam der Fräser das 3D-Modell, um es aus Lindenholz zu fertigen. Die Maschine musste das Werkstück rundum bearbeiten und der pragmatischste Weg lag darin, es mit Frässtützen zu versehen, um es gleichsam wie am Spieß drehen zu können (Abb. 6). Bei der Nachbearbeitung im Atelier zeigte sich, dass der Entwurf aus der 3D-Modellierung zu grob war und nicht die nötige Eleganz besaß, die er ausstrahlen sollte. So war bildhauerische Handarbeit gefragt, um weiter Holz abzuarbeiten und sich der gewünschten Form anzunähern. Die eigentliche Herausforderung bildeten jedoch die unzähligen Federn auf beiden Seiten der Schwinge, denn jede Einzelne von ihnen galt es, von Hand mit dem Schnitzisen nachzustechen.



unten links Virtuelle Bildhauerei im 3D-Programm am gescannten Bozzetto (Abb. 5).

daneben Der Bozzetto des Heiligen Lukas mit den modellierten Ergänzungen. Höhe ca. 50 cm (Abb. 4).



Von den Grenzen des Machbaren

Ein Ergänzungsteil nach dem anderem durchlief den beschriebenen Prozess und wurde in der Theatinerkirche an der Figur montiert (Abb. 7). Schließlich waren fast alle Anstückungen am Heiligen Lukas angebracht, nur eine einzige fehlte noch: die Wange des Stiers. Obwohl seine linke Gesichtshälfte verkohlt war, konnte man dennoch die Grundzüge des einstigen Ausdrucks erahnen. Ließ sich aus Holz eine präzise Maske herstellen, die man passgenau aufsetzen konnte? In der CNC-Fertigung gab es mittlerweile ausreichend Erfahrung, sodass auch die kühne Idee machbar schien. Was aber, wenn zwar die Produktion der anspruchsvollen Anstückung gelang, sie jedoch nicht passte? Um diesem Szenario vorzubeugen, erblickte die nachgebildete Gesichtshälfte zuerst in Form einer Kunststoffmaske das Licht der Welt. Ohne Mühe glitt der 3D-Druck in die vorgesehene Position (Abb. 8). Das Zwischenergebnis allerdings sah kurios aus: Der Stier hatte zwar wieder ein vollständiges Gesicht, aber das Plastik wollte nicht so recht zur Erscheinung der barocken Figur passen.

TROTZ DIESES EINWANDS war der Test gelungen und das letzte große Experiment konnte beginnen: das Fräsen der Stiermaske aus Holz. Das 3D-Modell für das Stiergesicht hatte einige Stellen mit einer Wandstärke von weniger als einem Millimeter – eine echte Herausforderung. Eine aufwändige Konstruktion mit einem eigens gefrästen Gegenstück wurde erdacht, galt es doch, das Werkstück von beiden Seiten zu bearbeiten. Die Rückseite aus dem Holzblock herauszuarbeiten war

unten Der Stierflügel während des Fräsens (Abb. 6).
rechts Der Autor bei der Montage der rechten Schulter vom Fahrgerüst aus (Abb. 7).



unproblematisch. Dann wurde diese mit Vakuum an die vorbereitete Hilfskonstruktion angesaugt und die Arbeit an der Sichtseite konnte beginnen. Das anfängliche Schrumpfen, bei dem in groben Bahnen mit geringer Maßgenauigkeit die Masse entfernt wurde, verlief ohne Probleme. Aber darauf folgte das Schlichten mit feineren Werkzeugen und damit rückte die eigentliche Oberfläche näher. Der allerletzte Durchlauf mit dem kleinsten Fräskopf war der entscheidende: Jetzt durften keine Vibrationen mehr passieren, es durfte kein Fräser verlaufen, nirgends durfte man zu tief kommen oder versehentlich ein ungewolltes Loch im Stiergesicht produzieren. Am Ende ging alles gut, auch wenn die Ergänzung an manchen Stellen so dünn geriet, dass man das Licht hindurchschimmern sah.

DER ALLERLETZTE HANDGRIFF gehörte dem Bildhauer: Als die Stierwange schon montiert war, folgte das endgültige Überarbeiten der Oberfläche. Mit der Bildhauerraspel ließen sich die flächigen Partien problemlos glätten und zum Schluss blieb nur noch der Feinschliff am Stierauge übrig. Mit dem Geißfuß, einem Schnitzwerkzeug mit V-förmiger Schneide, wurden sorgfältig die Tiefen am Grund der Lider nachgezogen. Jetzt an diesen nur kaum einen Millimeter starken Stellen zu





oben Ein 3D-Druck der Stierwange als Test zur Überprüfung der Form (Abb. 8).
rechts Der Heilige Lukas mit all seinen Ergänzungen (Abb. 9).



weit hineinzuschneiden, wäre fatal gewesen. Aber es kam nicht dazu. Am Ende verliefen auch die letzten bildhauerischen Arbeiten reibungslos und der Stier hatte sein vollständiges Gesicht wieder.

Was bleibt?

Nach vielen Jahren konzentrierter Arbeit im 3D-Labor, im Bildhaueratelier und nicht zuletzt auf dem Gerüst in der Theatinerkirche hat der Evangelist Lukas von Balthasar Ableithner seinen Platz im Chorraum wieder eingenommen (Abb. 9). Im Mai 2015 wurde die Figur in einem Festakt feierlich enthüllt. Sie steht in der Kirche und gibt Zeugnis, aber wird man später noch nachvollziehen können, wie es zu den Ergänzungen gekommen war? Könnten die erdachten Methoden nicht anderen Projekten als Referenz dienen? Diesem Gedanken folgend erschien jetzt das reich bebilderte Buch »Lukas aus der Asche – Auferstandenes Kulturerbe aus dem 3D-Labor«. Es beginnt mit der bewegten Geschichte der Münchner Theatinerkirche und widmet sich dann all den innovativen Verfahrenstechniken. Es ermöglicht einen spannenden Blick hinter die Kulissen, gibt überraschende Einblicke in die außergewöhnliche Arbeit und setzt mit einer Diskursgeschichte über Authentizität den Schlussakkord.

ÜBERHAUPT MÖGLICH WURDE das »zweite Leben« des Lukas durch die akribische fotografische Dokumentation, die schon im 19. Jahrhundert begann. Vor allem im Archiv des mittlerweile weitgehend digitalisierten Bildarchivs des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege fanden sich die entscheidenden Dokumente. Muss nicht unsere Generation diese Archivarbeit mit den heutigen Technologien fortschreiben? Sollten nicht zumindest die wichtigsten Kulturdenkmäler dreidimensional digitalisiert werden? Auch wenn bei rechtlichen Fragen, Datenstandards oder dem Umgang mit den Datenmengen noch Hürden zu nehmen sind, die technischen Möglichkeiten, das Kulturerbe digital zu bewahren, sind geschaffen. Es lohnt sich.



Zum Weiterlesen

Joerg Maxzin: »Lukas aus der Asche – Auferstandenes Kulturerbe aus dem 3D-Labor«, Technische Hochschule Deggendorf (Hg.), Kunstverlag Josef Fink, 2016

Professor Joerg Maxzin studierte nach seiner Holzbildhauerlehre Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste in München. Über die Jahre war er an zahlreichen namhaften Restaurierungsprojekten beteiligt. Seit 2008 ist er Professor für 3D-Animation und Leiter des 3D-Labors der Technischen Hochschule Deggendorf. Sein Forschungsschwerpunkt ist der Einsatz neuer 3D-Techniken für den Erhalt und die Rekonstruktion von Kulturerbe.



DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA HELLAS IM KÜNSTLERHAUS!



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im April überschlägt sich das Wetter und bei uns im Hause überschlagen sich – traditionell – die Ereignisse, denn neue Stipendiatinnen und Stipendiaten ziehen ein und unsere Aufgabe beginnt erneut: Die Gäste Bayerns zu Freunden und Freundinnen Frankens zu machen! Der Jahrgang 2017/18 ist sogar zahlreicher als in den Jahren zuvor, da das Ministerium zum ersten Mal zu 5 oder 11 Monaten Aufenthalt eingeladen hat. Dadurch hofft man, auch z. B. allein-stehende Künstlerinnen und Künstler mit der Auszeichnung des Aufenthaltsstipendiums erfreuen zu können, denn trotz der Ehre ist es nicht immer einfach, ein Leben im geografischen und familiären Spagat zu koordinieren. Nachdem nun unsere deutschen und italienischen Gäste verabschiedet wurden und ein geschäftiger Monat mit Reparaturen, neuen Einbauten und dem Waschen schier zahlloser Betten und Vorhänge hinter uns liegt, bringt der April im wahren Sinne eine frische Brise mit den Veranstaltungen der neuen Stipendiaten und Stipendiatinnen, aber auch mit Alumni wie dem Autor und Übersetzer Wolfgang Schlüter, der aus seiner Brontë-

rechts Seite aus dem Concordi.A. Magazin zur Ausstellung des Stipendiaten Johannes Evers.

Übersetzung »Sturmhöhe« lesen wird. Ein Muss für alle Liebhaber poetischer Sprachkraft am 19. April im Villa-Saal. Eine große Vorstellungsrunde »der Neuen« machen wir in der Regel einen Monat nach Ankunft und Einzug, diesmal am 9. Mai. Kommen Sie zum großen »Hellas«, denn wir begrüßen Künstlerinnen aus Deutschland und Griechenland: Marianthi Papalexandri-Alexandri, Konstantia Gourzi, Klaus Ospald, Benjamin Scheuer, Mirko Bonné, Thomas Kapielski, Ulrike Almut Sandig, Christos Asteriou, Ioanna Bourazopoulou, Lila Konomara, Theo Votsos, Andreas Fischer, Zoe Giabouldaki, Okka-Esther Hungerbühler, Janis Rafailidou.

Die kleine Erfolgsreihe unserer *Villa Wild* feiert am 16. Mai in der Alten Seilerei in Bamberg Ausgabe Nr. 4 unter dem Titel »Von der Schönheit«. Biologisch, soziokulturell und philosophisch wollen Martin Beyer und ich unsere Gäste zum Thema befragen und verwöhnen lassen. Am 1. Juni gedenken wir mit einem lang geplanten Konzert der lyrischen Kompositionskraft und des positiven Geists des Komponisten Thomas Beigel mit seinen Kompositionen und Werken von Dan Dediu mit dem Minguet Streichquartett und Franz Tröger. Thomas Beigel ist 2016 viel zu jung verstorben. Er fehlt uns sehr, und mit ihm hat die Szene der Modernen Musik einen ihrer charmantesten und verbindendsten Denker verloren. Andere Termine werden sich zahlreich in diese Wochen einnisten, sobald die Stipendiatinnen und Stipendiaten ihre Vorstellungstermine gewählt haben... schauen Sie auf unsere Webpage, um nichts zu verpassen: www.villa-concordia.de.



IMPRESSUM

© Copyright:
Bayerisches Staatsministerium für
Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299

Redaktion:

Toni Schmid (verantw.)
Dr. Elisabeth Donoghue
Silvia Schwaldt (Adressenverwaltung)
redaktion_avisostmbw.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

avisostmbw erscheint viermal jährlich.

Titelbild:

dolgachov / 123RF
Lizenzfreie Bilder

Gestaltung:

Gisela und Walter Hämmerle
Atelier für Gestaltung | 84424 Isen
www.atelier-haemmerle.de

Gesamtherstellung:

Bonifatius GmbH | Druck-Buch-Verlag
Karl-Schurz-Str. 26 | 33100 Paderborn
www.bonifatius.de

So ist das im Hause Concordia: trubelig und bunt, der Kunst gewidmet und die Welt im Blick haltend. Kommen Sie vorbei und haben Sie Anteil am Geschehen!

Übrigens: Das neue Concordi.A. Magazin zum Stipendiatenjahrgang 2016/17 »Italien und Deutschland« ist frisch gedruckt und wir senden es Ihnen gerne. Einfach eine E-Mail an: presse@villa-concordia.de – Das Sammlerstück mit limitierter Auflage ist toll geworden.

Sehr herzlich aus Bimbumbamberg,

Nora-E. G.

Ihre Nora-Eugenie Gomringer

Pause vor dem Schreibweg

